

***“18, das bedeutet Leben”
- so sagte sie***

***die Lebensgeschichte von
Judith Kriegel***

***aus dem Hebräischen übersetzt
von Marie von Mirbach-Harff***

Zum Gedenken an meine Mutter, meinen Vater und meine ganzen Familie, die im Grauen der Shoa umgekommen sind. Möge Ihre Erinnerung im Buch des Lebens verzeichnet sein. Dieses Buch widme ich meinem geliebten Ehemann Dr. Ignatz Kriegel und meinen Kindern, die ich über alles liebe: Rami, Daphna und Nir, sowie meinen so sehr geliebten Enkelkindern: Chen, Dan und Tom.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort

Dialog der Generationen

Wo alles angefangen hat – historischer Rahmen

Wurzeln

Persönlichkeitszüge meiner Eltern

Meine frühe Kindheit – Das Leben vor dem Krieg

Der Krieg – Hintergrund

Der Krieg

Auflösung des Ghettos

Im Lager Plaschow

Das Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau

Ravensbrück

Die Befreiung

Auf dem Weg ins Land Israel

Z u H a u s e – im Land Israel

Rückkehr ins Alltagsleben zusammen mit meinem Vater

Herzensangelegenheiten: Was in meinem und in seinem Herzen ist

Papa- Schild und Mauer meines Lebens

Verspätete Patnerschaft

Abschied ins Unendliche

Zeugnis

Vorwort

Vor sechs Jahren habe ich meinen geliebten Ehemann und Lebenspartner Ignatz verloren. Die innere Leere die dadurch entstanden ist, und das Gefühl des Verlustes waren gewaltig und zwangen mich dazu, die grauenvollsten Abschnitt meines Lebens erneut zu durchleben, so daß ich mich dadurch gedrängt sah, diese Erinnerungen niederzuschreiben. In dieser Zeit entschied ich mich dem Drängen meiner Tochter Daphna nachzugeben und jetzt habe ist meine Lebensgeschichte aufgeschrieben.

Über Jahre hinweg war ich zwischen dem Wunsch die zweite und dritte Generation an meinen Erlebnissen teilhaben zu lassen und der Angst, ihnen weh zu tun und sie in ein Trauma zu versetzen hin und hergerissen. Deswegen erzählte ich ihnen nur soviel, wie sie ertragen konnten und kein bißchen mehr.

Ich bemühte mich zwei gesunde Kinder großzuziehen denen es an nichts fehlen sollte, die in einer anderen Erfahrung machen sollten, als die, die meine Kindheit und Jugend prägte. Die Erfahrung der Zugehörigkeit und der Sicherheit in einem eigenen Staat. Ich wollte, daß sie ihre Kindheit und Jugend in vollen Zügen leben konnten, ein Leben zu dem ich ihnen aber zu meinem größten Bedauern nicht verhelfen konnte.

Zu Beginn meiner Geschichte ist es mir sehr wichtig zu sagen, daß von dem Augenblick an, in dem ich aus diesem Schrecken herauskam und durch den Lauf meines ganzen erwachsenen Lebens hinweg, stellte ich mir immer vor, das alles ganz anders hätte kommen können. Ich erkannte, daß nur eine sehr dünne Schnur zwischen Gut und Böse unterscheidet, und daß Nichts, wirklich Nichts von Anfang an selbstverständlich ist.

Diese Tatsache stärkt in mir das Bewußtsein und die Dankbarkeit für all das Gute, daß mich durch mein Leben hindurch getragen hat, und dies ist meiner Meinung nach nicht selbstverständlich.

Dialog der Generationen

“Oma, Oma!”

rief mein dreijähriger Enkel Tom,

“Ich wische dir den Dreck vom Arm! Ich wische ihn dir weg!”

Dann rannte er in die Küche und nahm ein feuchtes Wischtuch, setzte sich neben mich und begann, an meinen Oberarm zu schrubben. Als es ihm nicht gelang, konnte er das nicht verstehen und fragte erstaunt:

“Das geht nicht ab.... warum?”

Was sollte ich meinem kleinen Enkel antworten, dachte ich, wo sollte ich anfangen? Wie sollte ich es ihm erklären und was genau sollte ich ihm sagen...? Ich war durcheinander und er fing wieder an:

“Soll ich noch mehr Seife holen?”

“Das geht nicht ab.”

sagte ich ihm in ruhigem Ton, und versuchte den Gefühlssturm in dem er sich befand zu stillen.

Er ließ sich nicht beruhigen:

“Aber warum?”

“Das ist eine Tätowierung”

erklärte ich.

“Aber warum hast Du sie gemacht?”

Ich fuhr fort und sagte:

“ das war nicht ich, die das gemacht hat.”

“Das haben böse Menschen mir gemacht.”

In meinem Herzen suchte ich nach Worten um dem einfachen Kind welches mir gegenüberstand, zu erklären, was mir widerfahren war, und alles was ich ihm in diesem Augenblick sagen konnte war:

“Wenn du groß bist, werde ich es dir erklären, Tomziu.”

¹Wo alles angefangen hat – historischer Rahmen

Krakau

Ich bin in Krakau, im Herzen Galiziens welches im Süd-Westen Polens liegt, geboren. Heute ist Krakau die drittgrößte Stadt in Polen. Sie ist eine der ältesten und eindrucksvollsten Städte von der ein großer geistiger und vielfältiger kultureller Einfluß ausgeht. Bis zum heutigen Tag gilt Krakau in Polen als ein Zentrum der Wissenschaft, Kultur und Künste. Sie ist eine sehr lebendige Stadt, die als das “spirituelle Herz” des Landes angesehen wird.

Das jüdische Krakau

Meine Familie und ich stammen von Juden ab, die seit dem 12. Jahrhundert in Krakau lebten und die viele Verfolgungen durchgestanden hatten, bis schließlich die Verfolgungen der Shoa und des zweiten Weltkrieges kamen.

Das jüdische Viertel befindet sich in der Altstadt von Krakau und wird von Einheimischen “Kazimierz” genannt. Als Krakau Teil des Österreich-Ungarischen Reiches war, wurden dort zahlreiche jüdische Kultur- und Sozialeinrichtungen gegründet, darunter das hebräische Gymnasium, das jüdische Krankenhaus, ein Volkstheater und ein jüdischer Sportverein.

In diese lebendigen Stadt wurde ich hineingeboren. Bei jedem Schritt und Rundgang durch das jüdische Viertel stieß man auf eine religiöse Einrichtung oder eine Synagoge. Erst durch die Aufklärung, zu der zu meiner großen Freude auch meine Eltern gehörten und die in Krakau im ersten Abschnitt des zwanzigsten Jahrhunderts zu ihrem Höhepunkt kam, begann die tief religiöse Ausrichtung des Leben der Juden der Stadt rissig zu werden.

Vor dem Ausbruch des Krieges lebten ungefähr 60.000 Juden in Krakau.

¹ Die historischen Hintergrundinformationen und die in diesem Abschnitt verwendeten Fakten stammen aus Wikipedia, anderen Websites im Internet und aus dem Website der Assoziation jüdischer Auswanderer aus Krakau in Israel.

Wurzeln

Das Haus meiner Mutter

In dieser eindrucksvollen Stadt Krakau wohnten Opa und Oma Einhorn, die Eltern meiner Mutter. Mein Großvater rief meine Großmutter mit dem Kosenamen "Händel". Sie hatten vier Töchter und vier Söhne. Meine Mutter Frida war die Tochter, die sie erst im Alter bekamen. Ihr waren zwei Töchter vorrausgegangen: Hanna Rosenberg (die Älteste), Chaizia (Haia) Teichler und Sabina Holländer sowie ihre vier Brüder: Leon, Samuel, Wolf und Abek. Abek war der einzige der ein langes Leben leben gewährt war und an den ich mich noch erinnern kann.

Mein Großvater war ein hochgeachteter, sehr konservativer, haredischer Jude. Er folgte der Tradition und den Bräuchen, die damals in seiner Religionsgemeinschaft üblich waren und versuchte diese auszubreiten, so gut er konnte, wie zum Beispiel in dem Fall der Hochzeit seiner ältesten Tochter, meiner Tante Hanna, die er vor ihrer Hochzeit zwang, ihren Kopf kahl zu rasieren. Hanna verbitterte er das Leben dadurch, daß er sie zu einer Heirat zwang, die ihr das Leben zur Qual machte und erschwerte. Auch ihre Schwester, meine Tante Chaizia verkuppelte er.

Auch in seiner Beziehung zu seinen Söhnen war er sehr streng. Sein Sohn Abek fühlte sich vom Sozialismus angezogen, welcher in den Augen meines Großvaters eine aufrührerische, Übel verbreitende Bewegung war.

Beeinflußt von seiner Weltanschauung verliebte sich Abek in eine "einfache Arbeiterin", die in der Papierfabrik meines Vaters arbeitete. Dies war zu viel in den Augen meines Großvaters Jakob, der daraufhin die Beziehung zu seinem revolutionären Sohn erkalten ließ. Um seinen Vater zu ehren und um seiner Mutter weniger Schmerz zu bereiten, versuchte Abek seine Besuche auf die Zeitpunkte zu beschränken, zu denen er wußte, daß sein Vater nicht zu Hause war. War jedoch mein Großvater zu Hause, bemühte er sich darum, Formalität und Distanz zu wahren und gegentlich verließ er auch das Zimmer. Meine Großmutter litt schwer unter dieser Situation denn mein Großvater verbitterte ihr das Leben indem er nie aufhörte ihr vorzuwerfen, all dieses Übel hätte er ihr zu verdanken.

Trotz allem hat das Rad der Zeit seine Auswirkungen auch auf meinen Großvater gehabt, denn meiner Mutter erlaubte er schon mit ihrem Bruder nach Wien zu reisen.

Mein Großvater Jakob war Getreidehändler an einer Genossenschaft. Er verstand sich in seinem Geschäft und wahr sehr erfolgreich darin. Als 1929 eine Wirtschaftskrise kam, sanken seine Einkünfte und all sein Erspartes Bargeld verlor seinen Wert. Übrig blieben ihm nur ein paar Koffer voller alter polnischer Geldscheine über die er sehnsüchtig zu sagen pflegte: "Das war einmal sehr viel wert."

Es viel meinem Großvater schwer, seinen Schwiegersohn Leopold, meinen Vater in die Familie aufzunehmen, da dieser seinem Geschmack nach zu modern war. Hier wirkte aber die wirtschaftliche Situation in seinem Leben mit, die ihn eines anderen belehrte weil sie ihn in eine Situation brachten, in der er wirtschaftlich von meinem Vater abhängig war. Nach seiner Verarmung zogen Großvater und Großmutter aus ihrem Haus in Podgorze und kamen in unser Haus in der Krakusastraße 7.

Ich erinnere meinen Großvater Jakob als einen warmen und liebenswürdigen Mann. Er holte mich von der Schule ab, war für uns da und erzählte uns nostalgische Geschichten über die guten alten Tage. "Großvater, erzähl mir etwas von Franz-Josef!" bat ich ihn. Es waren Geschichten in denen er sich an die Zeit seiner wirtschaftlichen Stärke erinnerte und an seine Zeit als reicher Händler mit gesellschaftlichem Status und an ein anderes Polen zu genau diesen Zeiten, als es noch keinen Antisemitismus gab. Wenn wir zu Hause angekommen waren, kümmerte ich mich um meine Hausaufgaben oder ich spielte. Großvater hatte sich auf seinen Stuhl gesetzt und wartete darauf, daß wir kamen um mit ihm Karten zu spielen. Wann immer ich konnte, wandte ich mich ihm zu. Ich liebte seine Art der Abgeschlossenheit und sein Spiel mit uns.

Meine Großmutter war eine außergewöhnliche Person. Wie alle Mädchen ihrer Generation war ihr kaum eine formale Schulausbildung gegönnt. Aber wissensbegierig wie sie war, lernte sie und erweiterte ihren Horizont indem sie viel las und sich alleine fortbildete. Sie war was wir heute eine "Autodidaktin" nennen. Großmutter kannte sich sehr gut in der polnischen und der deutschen Literatur aus. Sie sprach ein vorzügliches Deutsch mit einem wienerischem Akzent und ich erinnere mich daran, daß sie meine Aussprache korrigierte, als ich ihr eines Tages das Gedicht "Lorelei" von dem bekannten jüdisch- deutschen Dichter Heinrich Heine vorlas. Sie erklärte mir, wie man die Worte aussprechen mußte und was der Unterschied eines polnischen und eines deutschen Akzent ist. Wir haben sie immer hochgeschätzt und sehr geliebt. Ich erinnere mich daran wie ich morgens zu ihr rannte und fragte: "Großmutter, wie hast Du geschlafen? Wie fühlst du dich heute morgen?"

Meine Mutter lehrte uns, das Alter mit seiner durch viel Hingabe, Sorge und Liebe gereifte Ausdrucksstärke zu achten. Großmutter spielte eine wichtige Rolle in unserem Haus. Ich erinnere mich daran, wie sie da saß und Socken stopfte und meiner Mutter bei der Hausarbeit half, immer voll Freude und so gut sie konnte.

Das Haus meines Vaters

Meinen Großvater und meine Großmutter väterlicherseits, Abraham und Hanna Holländer kannte ich weniger gut. Sie waren nicht Teil unseres täglichen Lebens. Sie lebten außerhalb von Krakau in der kleinen Stadt Sucha. Wir besuchten sie ungefähr einmal im Jahr. Großvater und Großmutter waren sehr wohlhabende Menschen. Auf dem Platz im Zentrum von Sucha hatten sie ein mehrstöckiges Gebäude, welches ihnen gehörte und welches heute noch existiert. Darauf ist ein riesiges Schild mit den Buchstaben **A H** angebracht, die Initialien meines Großvaters Abraham Holländer.

Das oberste Stockwerk dieses riesigen Gebäudes diente der Familie als Wohnung. 1938, vor dem Ausbruch des Krieges war ich dort zum letzten Mal.

Als ich 1985 zu dem Gebäude zurückkehrte, erlebte ich einen richtigen "Flashback": In großer emotionaler Erregung sah ich vor meinen Augen die riesige Küche meiner Großmutter und roch den Geruch der Hühnersuppe, die sie stets zubereite und die ich so sehr mochte. Das Eßzimmer, das sich zu Familienanlässen oder zum wöchentlichen Schabbatmahl (Freitagabend) füllte, füllte sich plötzlich mit lauter Personen die sich um die Tafel reihten. Großvater saß vor Kopf und Großmutter bemühte sich, die Gäste zu beköstigen. Die veränderten Zimmer erweckten in mir den Drang in das Zimmer meines Großvaters zu gehen und zu sehen, wie es ihm geht. Im selben Gebäude, auf seiner anderen Seite, wohnte meine Tante Salomea mit ihrem Mann und ihren zwei Kindern. Den unteren Teil des Hauses unter ihnen würde man heute als Geschäftszentrum bezeichnen. Dort gab es verschiedenartige Bekleidungsgeschäfte, einen Näh- und Stoffladen und ein paar Lebensmittelläden. Diese Geschäfte dienten den Bewohnern der Stadt aber auch viele Menschen aus der Umgebung kamen, Juden und Nichtjuden, um dort zu einzukaufen. Hinter der Theke standen Großmutter und Großvater mit sanftem und ernstem Blick. Immernoch höre ich in meinen

Ohren das Klingeln der Kasse, wenn sich die Schublade öffnete oder schloß. Zur Bedienung der Kunden gab es ein paar junge Burschen, natürlich Juden, die für Großvater arbeiteten. Manchmal, in den Ferien oder wenn es ihnen möglich war, arbeiteten auch die Kinder im Geschäft. Aber die Hauptlast lag auf den Schultern dieser jungen Männer. Jeden Morgen öffneten sie die Läden und arbeiteten dort den ganzen Tag hindurch. Für ihre Arbeit erhielten sie Kost und Logie in Zimmern oberhalb der Etage in der meine Familie wohnte. Großvater und Großmutter legten sehr viel Wert auf ihr Ansehen und auf alles, was ihren hohen Status festigte, ohne das ihre Menschlichkeit oder ihre hohen Werte dadurch beeinträchtigt wurde.

Beim Schabbatmahl an der Tafel der Familie fielen alle Barrieren und dieselben jungen Männer saßen am Tisch als gehörten sie zur Familie. Häufig waren diese jungen Männer sehr intelligente und interessante Menschen, die nicht genug Geld in der Tasche hatten und deren Familien ihnen keine höhere Ausbildung bezahlen konnte.

Hinter dem Haus war ein großer und schöner Garten, voller Obstbäume und Pflanzen und in der Mitte floß ein kleiner Bach. An diesem Ort war ein Zaun mit einem hohen Gitter mit spitzen Enden nach Außen. Dieser verhinderten, daß Fremde eindringen und ermöglichten der Familie eine sichere und wunderschöne Freizeit. Hier verbrachten wir unsere Ferien zusammen mit unseren Vettern und Cousinen. Man hatte uns Hängematten zwischen die Bäume des Gartens gehängt, in die wir uns mit großer Freude legten und darin schaukelten. Die Bäume und Sträucher trugen auch viele Früchte, die wir mit Genuß pflückten und aßen, alles was wir wollten: Kirschen, Pflaumen, Apfel, Aprikosen und Himbeeren. "Gebt Acht mit den Himbeeren!" warnte uns meine Mutter, "die Flecken davon gehen nicht mehr raus..."

Unsere größte Freude war es in den eiskalten Bach zu springen, dort zu baden, sich gegenseitig naß zu spritzen und naß und manchmal zitternd vor Kälte in den Garten zurück zu kehren und dort weiterzuspielen. Während der Sommerferien, die zwei Monate dauerten verbrachten wir jedes Jahr auch immer einige Zeit im Haus der Großeltern. Diese herrlichen Erinnerungen sind ein Teil der wunderbaren Kindheit, die ich hatte. An die Großeltern erinnere ich mich vor allem in Zusammenhang mit den Sommerferien. Die Großeltern hatten vier Söhne und zwei Töchter. Wie viele andere ihrer Generation aus ihrer Region zogen sie es vor ihren Kindern keine jüdischen Namen zu geben, sondern eher polnische oder deutsche Namen. Ihren ältesten Sohn nannten sie Moritz (Mosche), den zweiten Leopold, den dritten Heinrich und den vierten glaube ich, ich bin mir nicht ganz sicher Isaak. Die erste Tochter nannten sie Salomea und die zweite Bronsilawa.

Die Zugfahrt von Sucha nach Krakau dauerte eineinhalb Stunden. Manchmal kam uns die Großmutter Hanna besuchen, und dann nahm unsere Mutter sie zu einer der kulturellen Vorstellungen, die die Stadt zu bieten hatte mit, damit sie sich daran erfreuen konnte: Eine Aufführung im berühmten jüdischen Theater in Krakau oder im polnischen Theater, ein Klezmer Konzert oder eine Aufführung jüdischer Folklore. Ich hatte keine persönliche Beziehung mit der Großmutter Holländer und ich erinnere mich an sie als eine etwas distanzierte und stolze Frau.

Im Krieg flohen die Großeltern aus Sucha nach Krakau. Mein Vater mietete für sie eine Wohnung, die gegenüber von unserer war, und diese Nachbarschaft ermöglichte es mir, meine Großmutter Hanna etwas näher kennenzulernen. Meine Mutter hat mich ab und zu zu ihnen geschickt um sie mit Kuchen oder Gebäck zu verwöhnen. Großmutter Hanna nutzte diese Gelegenheit um sich mit mir zu unterhalten und mir näher zu kommen. Bedauerlicherweise dauerte unsere Beziehung nicht sehr lange, denn kurze Zeit darauf zogen die Großeltern nach Makow, einer kleinen Stadt in der Nähe ihres alten Wohnortes Sucha. Die gesamte Region gehörte zum Bereich des deutschen Generalgouvernements. Makow erklärten die Deutschen zum Wohnort für "die untersten und problematischsten Rassen", gemeint waren Juden und Zigeuner bis sie begannen, sich über sie herzumachen.

Außer meinem Vater und seinem Bruder Heinrich, der zu dieser Zeit in Rußland war und am Leben blieb, wurde die ganze Familie in das Todesslager Belzec geschickt. Es war eines der ersten Vernichtungslager, welches die Deutschen in Polen errichtet hatten. Dorthin schickten sie alle Juden aus diesem Teil Polens. In diesem Lager vernichteten sie mehr als eine halbe Million Juden. Es ist eines der weniger bekannten Lager in Polen, da sehr wenige Menschen es überlebt haben. (Ich erinnere mich nur an einen Überlebenden dem es geglückt ist, von der Rampe zu fliehen, aber es gibt andere die behaupten, drei Menschen hätten überlebt.) Vor ungefähr einem Jahr bin ich dort mit einer Gruppe Deutschen hingekommen und habe ihnen gesagt: "Seht, ich bringe euch an einen furchtbaren, mörderischen und bedrohlichen Ort voller teuflischem Greuel."

Meine Eltern

Meine Mutter Frida, geborene Einhorn:

Mein Mutter war unendlich hilfsbereit. Sie war sehr demütig und großherzig. Zwei weitere Worte die sie charakterisieren kann man hinzufügen: "Edelmut und Großzügigkeit." Sie hatte kein anderes Ziel in ihrem Leben als dem Nächsten zu helfen. Mutter war sehr sensibel und spürte die Not von jedem einzelnen in ihrer Umgebung, und ihre eigenen Bedürfnisse galten in ihren Augen nur als die Haut einer Knoblauchzähe. "Altruistisch" ist der richtige Ausdruck um Mutter zu beschreiben. All das und ihre natürliche Bescheidenheit standen im Widerspruch zu dem Wunsch meines Vaters, sie auf einen Sockel, höher als alle anderen, zu stellen. Dieses Bedürfnis meines Vaters ehrte und bestärkte sie sehr, denn was ist besser, als zu wissen, daß man von seinem Mann so sehr geliebt und verehrt wird? Aber das erschwerte es ihr auch zum Ausdruck zu bringen, wer sie wirklich war, sehr bescheiden und ganz um das Wohlergehen des Andern bedacht.

Ihre Zuwendung zu uns kannte keine Grenzen und manchmal hat dies unseren Vater gestört. Ich erinnere mich daran, daß ich einmal für eine Aufführung in der Schule ein Kleid brauchte, daß mit Blumen bestickt war. Fast die ganze Nacht stickte meine Mutter die Blumen auf das Kleid. Dabei nutzte sie die Zeit, in der der Vater nicht zu Hause war. Sie war sich sicher, daß er es ihr nicht erlauben würde, so lange Stunden bis in die Nacht hinein zu arbeiten, wenn er zu Hause gewesen wäre, auch wenn es meiner Seele eine große Enttäuschung bereitet hätte, wenn ich ohne das Kleid in die Schule gekommen wäre oder sogar wenn ich deswegen meine Rolle bei der Aufführung verloren hätte. Als ich am Morgen aufwachte, sah ich das Kleid auf der Lehne eines Stuhles liegen, bestickt und gebügelt. Ich freute mich sehr, umarmte und küßte meine Mutter, und dankte ihr. Ich hatte den Wunsch meines Vaters Mutter zu schützen so sehr verinnerlicht, daß, hätte ich verstanden, daß sie die ganze Nacht für mich gestickt und gebügelt hatte, so wäre ich ganz verwirrt zwischen den Gefühlen der Freude über das Kleid und Gewissensbissen darüber, daß sie die ganze Nacht genäht und die Nacht nicht geschlafen hatte, hin-und hergerissen worden. Ihre Bemühung um jedes einzelne Mitglied unserer Familie war nicht weniger als ihre Bemühungen um uns, die Kinder.

Meine Mutter hatte ein tiefes Pflichtgefühl gegenüber ihren Schwestern und Verwandten. Obwohl sie die jüngste war, war sie es, die sich immer sehr großherzig und grenzenlos um alle kümmerte. Um die Familie zu ernähren, gab der Vater ihr Geld für den Haushalt und vieles mehr. Sehr viel mehr. Diese Summe half Mutter, aber auch ohne ausdrücklichem Wissen des Vaters, wurde dadurch auch die Familie ihrer Schwestern unterstützt. Wenn sie uns Fleisch und Lebensmittel für den Schabbatabend kaufte, brachte sie ihnen auch etwas. Regelmäßig wenn sie uns Kleider kaufte, kaufte sie auch welche für unsere vaterlose Kusine, die dasselbe Alter wie meine Schwester Stenia hatte. Um keine Eifersucht aufkommen zu lassen, kaufte Mutter ihnen immer dieselben Kleider. "Uf!" sagte Stenia immer zu Mutter wenn sie entdeckte, daß sie dieselben Anzihsachen trugen, "hör damit auf, uns immer dieselben Kleider zu kaufen. Es ärgert mich, daß wir immer dasselbe tragen." Mutter streichelte sie zärtlich und sagte: "Das ist so in Ordnung, Stenchika, so ist es recht zu handeln."

In meinem Leben bin ich vielen Menschen und vielen Phänomenen begegnet, aber aus der Tiefe meines Herzens kann ich sagen, daß ich all meine Tage hindurch nie einen Menschen gesehen habe, der so hilfsbereit und menschlich war wie ich es bei meiner Mutter gesehen habe. In ihrer Eigenart, immer zuerst den anderen zu sehen und erst dann sich selbst erinnert mich meine Tochter Daphna an meine Mutter. Auch sie, so wie ihre Großmutter, stellt ihre Nächsten und deren Bedürfnisse vor ihre eigenen.

Meine Mutter lehrte mich zu geben, ohne daß der andere dadurch erniedrigt oder verletzt wird.

Während des Krieges, als es in Krakau eine Art "Familienhaus" gab, wo die ganze erweiterte Familie zusammenkam, pflegte Mutter mich und Stenia mit einem Kuchen oder hausgemachten Gebäck zu einer armen, entfernten Kusine zu schicken, die dort mit allen anderen wohnte. Unsere Mutter legte großen Wert darauf, nicht das Dienstmädchen dorthinzuschicken, um die Verwandte nicht zu verletzen. Sie unterwies mich, wie ich den Kuchen mit aufrichtigem Blick überbringen sollte und dabei etwas sagen sollte, was diese Gaben erkären würde. Ich pflegte in das Zimmer der Tante einzutreten und zu sagen: "Dieser Kuchen ist meiner Mutter besonders gelungen und sie will, daß auch ihr davon probiert." oder "Mutter hat ein neues Rezept ausprobiert und möchte eure Meinung darüber hören."

Meine Mutter war sehr musikalisch und sehr Kulturverbunden. Von Morgens bis Abends wurde in unserem Haus klassische Musik gespielt. Meist kam die Musik aus dem Radio oder aus unserem Grammophon, welches so war, wie man sie heutzutage nur in Museen findet. Der Ton kam aus einem gigantischen Lautsprecher der aus dem Gerät herauskam. Heute braucht man Strom oder Batterien um ein elektrisches Gerät zu betätigen. Unser Grammophon war so konstruiert, daß es keinen Strom benötigte und man es es zu jeder Gelegenheit abspielen konnte. Obwohl er viele Jahre zuvor erst in Frankreich entdeckt wurde, war Chopin ein wirklicher Sohn unseres Hauses. Meine Mutter liebte es ihn zu hören und uns ihn vorzuspielen.

Mir gefiehl es, die Melodien, die ich kennengelernt hatte, zu summen und jedes Mal wenn meine Mutter mich fragte: "Was summst Du?" Wußt ich, daß ich ihr zur Freude mit dem richtigen Namen der Melodie und des Komponisten antworten mußte. Die Musik umgab mich und bereicherte meine Seele und mein Leben. Ohne daß ich es merkte, nahm die Musik einen wichtigen Platz in meinem Gefühlsleben ein, die mich erfüllte und mir auch in den schwierigsten Situationen meines Lebens half. Auch liebte ich es sehr, mit meiner Mutter spazieren zu gehen. Aber sie wollte nicht einfach nur zum Genuß spazieren, weil sie so beschäftigt war. Aber ich habe sie nicht nur einmal begleitet, wenn sie ging um Besorgungen zu erledigen.

"Erzähl mir ein Märchen," bat ich und die Märchen strömten in angenehmen und spannender Weise aus ihr heraus. Ihre Sprache war reich und die Figuren von denen sie sprach regten meine Fantasie an. Ich liebte die Geschichten von Schneewitchen, Aschenputtel, oder Hänsel und Gretel, die sie mir gerne erzählte. Auch zogen mich ihre weniger bekannten Geschichten über eine Prinzessin namens Aida, oder ein junges Mädchen aus Japan mit dem Namen "Madame Butterfly" an. Sie erzählte mir auch von einem grausamen und furchtbaren König namens Nebuko, der den Tempel zerstörte und die Juden aus ihrem Land vertrieben hat. Sie erzählte auch von einer eifersüchtigen Frau namens Tuska in Italien. Als ich groß war und begann in die Oper zu gehen, entdeckte ich, daß ich deren Handlung schon aus den Geschichten meiner Kindheit kannte. Und ich fing an zu verstehen, daß meine Mutter mir auf ihre besondere Weise ein musikalisches und kulturelles Rüstwerk gebaut hatte. Am meißen genossen wir es, unserer Mutter beim Singen zuzuhören, vor allem eine Serenade von Schubert, die wir sehr liebten.

Von klein auf lehrte mich meine Mutter, die Menschen so zu nehmen wie sie sind und sie nicht auf Grund ihres Reichtums, ihres Status und nach dem Haus in dem sie leben zu klassifizieren.

Mein Vater Leopold Holländer

Ich beginne mit einer Geschichte, die mein Vater mir über seine Kindheit erzählt hat:

"Jedes Jahr zum Chanukafest erhielt ich von meiner Großmutter Chanukageld. Ich durfte auf die Straße gehen und mir mit dem Chanukageld kaufen, was ich wollte. Ich beilte mich nicht, mein Geld auszugeben. Ich machte mir viele Gedanken darüber, was ich mir mit dem Geld kaufen würde und wie ich das Geld ausgeben würde. Als ich acht Jahre alt war, erhielt ich wieder Geld zu

Chanuka und wie jedes Jahr ging voller Freude über das, was ich kaufen würde auf die Straße. Plötzlich sah ich eine arme Jüdin mit einem Baby im Arm am Straßenrand sitzen, die bettelte und um Almosen bat. Ohne zu überlegen gab ich ihr das ganze Geld und sie sagte mir mit gebrochener und müder Stimme auf jiddisch: "Vielen Dank und sei Dir gewiß, daß du einen leichten Tod sterben wirst, mein Kind." Verwirrt und enttäuscht kam ich nach Hause und direkt in die Arme meiner geliebten Großmutter, die mich umarmte und mich fragte, was ich mit meinem Chanukageld gekauft hätte. Verärgert und genervt antwortete ich: "Ich verstehe das nicht, Großmutter. Ich sah am Straßenrand eine Frau mit einem Kind, die um Geld bettelte. Ich habe ihr all das Geld gegeben und das Einzige was sie mir sagte war, daß sie mich mit einem leichten Tod segnen würde. Was soll das bedeuten?" Großmutter hörte mir zu und beeilte sich zu antworten: "Du weißt nicht, mein Kind, mit was für einem bedeutungsvollen Segen sie dich gesegnet hat." Und in der Tat, an seinem Lebensabend verdiente mein Vater genau das. Der Tod kam zu ihm wie mit einem Kuß, als er in meinen Armen lag, umarmt von seiner geliebten Tochter und es gelang ihm noch, mich mit lieben Worten zu segnen.

Als mein Vater neunzehn Jahre alt war schickte ihn mein Großvater nach Holland, welches damals neutral war, damit er während des ersten Weltkrieges nicht zum Dienst in die österreich-ungarische Armee eingezogen wurde. Die große Stadt Amsterdam bot ihm Alles was eine Großstadt nur einem jungen Mann voll Lebensdrang und Wissensdurst zu bieten hatte. Mein Vater mietete sich dort ein Zimmer und begann, sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Er sprach gut Deutsch, konnte nicht Jiddisch sprechen und lernte Holländisch. Vier Jahre lang atmete er das Leben dieser lebendigen großen Stadt Amsterdam ein und kehrte von dort nach Sucha, seiner Geburtsstadt als neuer und veränderter Mensch zurück. Sein Vater wollte ihn zu seinem Erben machen, da sein Bruder Moritz nicht begabt genug war um die Geschäfte zu führen. Obwohl er religiös war, war mein Vater ein offener, aufgeweckter Mann. Heute würde man ihn einen Reformierten nennen. Er pflegte einen Spruch aus dem Gedankengut der Epoche der Aufklärung zu zitieren: "Sei ein Jude in deinem Haus und ein Mensch auf der Straße." Dem entsprechend pflegte er sich auch nach dem Brauch der Goyim in der Mode seiner Generation zu bekleiden und sah sehr würdig aus.

Moritz, der große Bruder meines Vaters heiratete Sabina, die Schwester meiner Mutter. Auf deren Verlobungsfeier sah mein Vater meine Mutter zum ersten Mal als sie dem jungen Paar und den Gästen mit ihrer wunderbaren Stimme ein Lied vorsang. Im selben Augenblick traf ihn der Pfeil des Cupido, er verliebte sich in sie und wußte, daß sie die Eine und Einzige war, die für ihn bestimmt war. Meinem Großvater gefiel diese Verbindung nicht, weil sie keine Mitgift mitbrachte und auch weil er die Vernetzungen seiner Familie vergrößern wollte, und nicht mit ein und derselbe doppelt verbunden sein wollte. All diese Argumente halfen nichts, da mein Vater sagte: "Sie liebe ich und sie will ich heiraten." Meine Mutter war die Liebe seines Lebens, in seinen Augen war sie eine Königin und stand für ihn an erster Stelle. Er war ein guter Vater, ein wunderbarer Ernährer, ein großartiger Familienmensch, aber meine Mutter, ihre Güte und Größe galt in seinen Augen mehr als alles andere. Mein Vater liebte es, ihr etwas zu kaufen, sie zu verwöhnen und wollte immer, daß sie auf sich aufpassen sollte.

"Laß mich Dir eine Geschichte erzählen" sagte mir mein Vater eines Tages als wir schon in Israel waren. "Zum zehnten Jahrestag unserer Hochzeit kaufte ich deiner Mutter ein Paar sehr schöne und teure Diamantenhohrringe. Am Abend, als ihr ins Bett gegangen wart, gab ich ihr die Ohrringe und sie brach vor Rührung in Tränen aus. Von diesem Tag an zog sie sie nie wieder aus, sondern trug sie mit Stolz und Freude. Nach einiger Zeit fiel mir auf, daß ich sie nicht mehr an ihr sah. Ich dachte mir, daß sie sie vielleicht nur am Schabbatabend oder an Festtagen tragen würde und beließ es dabei. Sehr schnell merkte ich, daß sie sie auch nicht am Schabbat oder an Festtagen trug und das beunruhigte mich sehr. "Fridusch," sagte ich "wo sind die Ohrringe? Warum trägst du sie nicht mehr?" Mein Vater unterbrach die Geschichte und fragte mich: "Kannst du dir vorstellen, was mir deine Mutter antwortete?" "Könnte es sein, daß sie sie verloren hatte?" fragt ich. "Nein," antwortete

er mir, "hör dir an wie es weitergeht, und du wirst es nicht glauben."

Als ich sah wie erregt mein Vater war, bereitete ich für uns beide heißen Tee und er fuhr fort zu erzählen: "Deine Mutter blickte mich mit ihren schönen Augen an, umarmte mich und küßte mich und erzählte mir, daß ihre Tante Hanna sie mit den Ohrringen gesehen hatte und von ihnen sehr beeindruckt gewesen war. Mit großer Freude und voll Stolz erzählte meine Mutter ihr, daß ich sie ihr zu unserem Hochzeitstag gekauft hatte und zum Schreck meiner Mutter brach die Tante in Tränen aus und sagte, daß sie keinen hatte, der ihr etwas kaufen würde und der sie verwöhnen würde, weil sie schon keinen Ehemann mehr hatte. Deine Mutter schaute mir in die Augen und erklärte mir, daß sie diesen Schmerz und dieses Leid Hannas nicht ertragen konnte und die Ohrringe heruntergenommen hatte und sie Hanna als Geschenk gegeben hatte." Mein Vater schwieg und war von seinen Erinnerungen umgeben. Er schaute mich mit traurigen Augen an und sagte kein Wort. In der Stille die uns umgab kamen mir ein paar Gedanken und mit wankender Stimme fragte ich meinen Vater: "Hast du dich über Mama geärgert? Warst du verletzt?" "Nein", sagte er, "über deine Mutter habe ich mich nicht geärgert, denn ich kannte die Feinheit ihrer Seele als wäre es meine eigene. Ich kannte ihre Großherzigkeit und ich verstand ihre Bedrängnis. Wen ich nicht verstand, das war Tante Hanna. Wie, wie konnte sie nur das Geschenk eines Mannes annehmen, der seine Frau liebte? Verstehst du das, Gigsia?"

Ich antwortete nicht, denn ich wußte nicht, was ich sagen sollte. Ich sagte nur:

"Papa, du hast uns beigebracht, notdürftige Menschen nicht zu verurteilen, also verurteile sie jetzt auch nicht." Er hörte mich, erwiderte nichts und fuhr fort zu erzählen: "An demselben Tag verlor ich jedes Gefühl für Hanna. Sie bekam weiterhin meine finanzielle Unterstützung und ich wußte, wie sehr deine Mutter ihr beistand, aber mich hatte sie verloren." So war mein Vater, edel, großzügig und stolz.

Mein Vater war mir ein Freund und enger Ratgeber, und er war mir so teuer und nichts war ihm gleich. Es war uns gewährt, daß er sah wie ich eine glückliche Familie gründete und er stand mir auf allen Wegen meines Lebens zur Seite.

Meine frühe Kindheit – das Leben vor dem Krieg

Wie ihre Eltern vor ihnen bauten sich auch meine Eltern ihr Leben in Krakau auf. Sie lebten auf der Krakusastraße 7. Am 10. Dezember 1927 bin ich auf die Welt gekommen. Meine Eltern Frida und Leopold hatten vier Jahre zuvor meine älteste und geliebte Schwester Stenia bekommen. Vielleicht ist es angebracht an dieser Stelle zu sagen, daß ich in meiner Art und meinem Verhalten eher meine Mutter ähnlich war: entspannt, gehorsam und nicht kämpferisch sondern nachgiebig, während Stenia dem Vater ähnlich war: energisch, aktiv, dynamisch, voller Unternehmungslust, sie bestand auf alles was sie wollte und entschieden hatte. Im Lauf der Jahre war Stenia eine großartige Bundespartnerin für unseren Vater in allem was mit ihrer Initiative, ihren Interessen und ihren Taten zusammenhing.

Bei uns wohnten auch unsere Großeltern, die Eltern meiner Mutter, und so erinnere ich mich an unser Zuhause: Meine Eltern und Großeltern alle unter einem warmen Dach. Mein ursprünglicher Name war Edith, nach dem Namen einer der Großmütter meiner Mutter. Der Kosename den man damals für Edith benutzte war Junia, aber weil es in unserer Familie schon eine Kusine mit dem Namen Edith gab, die schon Junia genannt wurde, nannten sie diesen Namen und verwandelten ihn in einen etwas anderen Spitznamen: Jigsia. Auf Polnisch, einer sehr warmen und sich drehenden Sprache fügt man dem Namen gerne eine weiche und liebkosende Endung hinzu. Auf Polnisch bedeutet Jigsia "kleines Mädchen" und alle machten sich darüber lustig und sagten: "Wir wirst du eine Großmutter mit dem Namen "kleines Mädchens" werden?" Sie lächelten darüber und lachten aber ich bin eine stolze und glückliche Großmutter mit dem Namen "kleines Mädchen". Meine Kindheit verbrachte ich in einem warmen Haus, geliebt und umarmt. Es war wirklich ein Gewächshaus voller Gutem und Schönerem.

Mein Vater war der Direktor einer blühenden Papierfabrik namens "Keit" und meine Familie genoß dessen wirtschaftlichen Erfolg und profitierte von seinem guten Einkommen. Das Fabrikgebäude besteht bis heute. Es ist ein dreistöckiges Gebäude mit einem Speicher und einer großen Lagerhalle. Heute dient es als Labor für Bakteriologie.

Mein Vater war oft geschäftlich unterwegs und meine Mutter kümmerte sich um die Kinder und das Haus. Unser Haus war in jeder Hinsicht ein jüdisches Haus: Wir hielten uns an die Gebote der Kaschrut und folgten den Bräuchen der Tradition Israels. Meine Eltern, die große Zionisten und sehr fortschrittlich waren, wollten mir eine moderne Bildung vermitteln. Mit fünfeneinhalb Jahren schickten sie mich in einen Kindergarten und von dort wechselte ich auf eine Privatschule, das "hebräische Gymnasium in Krakau." Alle Kinder unserer Familie sind auf diese Schule gegangen.

BILD SEITE 26

Das hebräische Gymnasium in Krakau²

Das hebräische Gymnasium in Krakau war eine anspruchsvolle und prächtige Schule die 1908 als Volksschule gegründet wurde. Dort lernte ich ein paar wunderschöne Jahre lang. Es gab auch eine höhere Schule in der ich bedauerlicher Weise nicht mehr lernen durfte. Als Privatschule war sie sehr teuer. Der Unterricht war national-zionistisch mit einer säkulären, modernen Ausrichtung. Jungen und Mädchen lernten dort gemeinsam. Der erste Direktor des Gymnasiums war S. Leser. Im ersten

² Die Informationen in diesem Abschnitt stammen aus dem Website: <http://www.krakowgd.blogspot.co.il/2007/08/hebrew-gymnasium.html>

Jahr gab es dort nur eine Klasse mit dreißig Schülern. Wie auch für meine Eltern war eine weitläufige und gründliche Schulausbildung für viele Eltern der Mittel- und Oberschicht sehr wichtig. Sie alle klopfen an die Pforte des Gymnasiums welches sich mehr und mehr erweiterte und wuchs und im Jahr 1939, zum Ausbruch des Krieges lernten auf dem Gymnasium 1400 Schüler.

Im Jahr 1924 wurde in der Schule ein Elternverband gegründet, der aus zwanzig sehr aktiven Müttern bestand. Dieses Komitee half Schülern, die Schwierigkeiten hatten in der Schule zu lernen. Es kümmerte sich um die Kleidung, Butterbrote und warme Mahlzeiten, die von Frauen aus der Gemeinde gekocht wurden. Wir Schüler wußten nicht, wer diese Schüler waren, die durch der Kasse des Elternverbandes unterstützt wurden, so daß die gesellschaftliche Integration gut gelang. Der Elternverband organisierte auch Sommerfreizeiten, Ferienlager in den Bergen und verschiedene Aktivitäten für die Nachmittagsstunden, alles unter dem Dach der Schule. 1933 fügte man der Schule noch eine dreijährige Berufsschule für Jungen hinzu. Ich erinnere mich noch gut an unsere Lehrer, die ein Sendungsbewußtsein ausstrahlten und das Unterrichten sehr liebten. Sie lehrten uns Wissen und Bildung zu würdigen, weckten in uns sehr viel Neugier. In der Schule gab es ein modernes Physiklabor und einen Saal für Naturkunde und dort konnte man alle möglichen Versuche im Zusammenhang mit der Zucht und dem Wachstum von Pflanzen machen. Auch gab es an unserem Gymnasium ein sehr bekanntes Orchester, ein gutes Kammerorchester und eine Jazzgruppe. Dank der musikalischen Einrichtungen organisierte das Gymnasium jedes Jahr einige Konzerte und Salontanz - Abende, die ich als frohe und Herz-erweiternde Ereignisse erinnere. Viele Studenten gehörten auch zu der lebendigen und blühenden Theatergruppe.

Ich erinnere mich daran, daß das Dach des Gymnasium sehr flach war und wir in den Pausen dort hinaufgingen und hebräische Volkstänze zu einem riesigen Grammophon tanzten. Die einzige Jugendbewegung, die im Gymnasium aktiv war waren die Pfadfinder. Es gab Schüler, die auch anderen Jugendbewegungen angehörten, aber außerhalb der Mauern des Gymnasiums. In der dritten Klasse bin auch ich Pfadfinderin geworden und folgt damit in die Fußstapfen meiner Schwester Stenia.

Ein einziges Mal vor dem Ausbruch des Krieges konnte ich in dem wundervollen Ferienort Sawoia Ferien verbringen. Dort hatte das Elternkomitee ein Gebäude welches die Schüler in der Ferienzeit nutzen konnten. In diesem Gebäude fanden verschiedenste Sportveranstaltungen und gesellschaftliche Aktivitäten statt. Nach der besten Tradition und den höchsten Werten, ermöglichte das Elternkomitee auch den ärmeren Schülern daran teilzunehmen, damit die Freundschaft und das Zugehörigkeitsgefühl zur jüdischen Gemeinschaft und der Schule nicht verletzt wurde.

Mit sechseinhalb Jahren ging ich in die erste Klasse und lernte im Gymnasium mit Begeisterung und viel Hingabe bis zum Ende der Klasse fünf. Mit dem Ausbruch des zweiten Weltkrieges, als ich 11 Jahre alt war kam ich in die sechste Klasse, aber dieses Schuljahr (1939) fand schon garnicht mehr statt. Das Recht auf Bildung wurde wie bei jedem Schüler des Gymnasiums und jedem jüdischen Schüler in Polen abrupt aufgehoben.

Wenn ich zurückblicke scheint es mir, daß wie mein Elternhaus in dem ich heranwuchs auch die Schule für mich wie ein Gewächshaus war. Es gab dort nur Juden und niemals hörte ich dort das abwertende Wort "Jid". Ich wurde aufgrund meiner Leistungen und nicht nach meine Volkszugehörigkeit benotet. Ich fühlte mich dort sicher, dazugehörig und war dort glücklich.

Die Schule hat mir viel gegeben, es war eine großartige Institution. Wir lernten dort alle Fächer, die in Polen üblich waren, dazu noch Hebräisch, Bibelkunde und die Geschichte Israels. Ich erinnere mich noch gut an alle Geschichten der Stämme, Könige und Propheten und den Helden aus der Bibel. An zwei meiner Lehrer erinnere ich mich am besten: Der Lehrer Müller unterrichtete alle

Fächer auf Polnisch und der Lehrer Kohani lehrte uns Hebräisch.

Krakau ist eine Stadt mit vielen großen Parks, und unser Haus war in der Nähe eines großen Naturschutzgebietes mit dem Namen "Kazmiunki." Fast jeden Tag spielten wir im Park verschiedene Spiele, darunter Verstecken und Basketball. Es machte Spaß dort zu sein. Wir redeten, tobten, lachten und kehrten froh zum Abendessen wieder zurück nach Hause. Vor oder nach dem Spielen im Park machte ich meine Hausaufgaben.

Jeden Sommer bin ich mit meiner Mutter und Stenia in die Sommerferien gefahren. Meistens fuhren wir zu den Großeltern mit ihrem wundervollen Garten, und manchmal auch zu anderen Orten. Es machte uns Spaß, die Ferien an einem fremden Ort zu verbringen. Wir fanden manchmal eine polnische Familie, die ihr Haus vermieten wollte um Geld zu verdienen. Wegen der Kaschrut³ brachten wir alle unsere Kochutensilien und Küchengeräte mit uns. Neugierig und aufmerksam schaute ich zu und sagte: "Mama, es ist wie beim Auszug aus Ägypten, wir nehmen unsern ganzen Besitz mit uns." In Wirklichkeit war es umgekehrt: Aus der Freiheit in die Sklaverei ging unser Dienstmädchen mit uns und von Morgens bis Abends war sie mit dem Kochen, Putzen und Aufräumen beschäftigt. Vater, der sehr beschäftigt war kam an den Wochenenden zu uns.

1939, in dem Jahr als der Krieg ausbrach und ich elf Jahre alt war, dachte man, daß ich jetzt groß genug war an der Ferienfreizeit der Schule in Savoia teilzunehmen. Gleichzeitig wollte meine Mutter in der Nähe des Ferienortes sein um die Hand auf dem Puls zu halten und um zu wissen, daß sie in der Nähe war. Wir nahmen ein Zimmer in einer Pension in der Nähe. Den ersten Monat der Ferien verbrachte ich auf der Freizeit und meine Schwester mit meiner Mutter in der Pension. Am Ende der Freizeit kam ich zu meiner Mutter und dann ging Stenia auf das Ferienlager der Pfadfinder in der selben Gegend. So erfüllten wir alle unsere Ziele: Ich war nicht allein auf der Freizeit meine Mutter blieb nicht allein in Krakau zurück.

Bis zum Ausbruch des Krieges führten wir in vollen Zügen ein gutes Leben, umgeben von einer warmen, blühenden und lebendigen Familie. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte ich eine prächtige Kindheit und das Leben war großartig und sorglos.

³ jüdisches Gesetz über das Herrichten von koscheren Speisen, (Anmerkung des Übers.)

Der Krieg – Hintergrund⁴

Heute, wo mir der Lauf der Geschichte genau bekannt ist, weiß ich sehr gut, daß sich Deutschland aufgrund der Vision der Nazis nach Osten in Richtung Polen und der Sowjetunion ausdehnen sollte, um dem Herrenvolk zu ermöglichen seinen Lebensraum zu erweitern. Wegen dieser Vision war es für Deutschland notwendig ein Imperium mit einer strengen Rassenhierarchie zu errichten: auf der obersten Sprosse der Leiter waren die Arier. Auf einer niedrigeren Stufe die slawische Rasse deren Kinder der obersten Rasse zu Diensten stehen mussten. Dann kamen die untersten Rassen, wie die Juden, die Zigeuner und die Schwarzen, die die Nazis auf Grund ihrer Vision vernichten mussten.

Fakten und Zahlen

Ich erinnere mich gut an den 6. September, den Tag an dem die Nazis in Krakau einzogen. An den Toren waren Verlautbarungen die erklärten, dass die Stadt von den Deutschen zum "Generalgouvernement" erklärt wurde, eine Region die nicht zum Reich gehörte, die aber von den Deutschen selbst verwaltet wurde, ohne Beteiligung von Polen. Mit dem Beginn der Besetzung füllten sich die Straßen mit Verordnungen, die an den Hauswänden hingen. Sie waren in großen weißen Buchstaben auf Polnisch und Deutsch geschrieben und man konnte ihnen nicht entgehen. Jeden Abend redeten wir zu Hause über die Reglementierungen, die man uns ohne Ende auferlegte. Ein Teil davon betraf die ganze Bevölkerung der Stadt, aber die meisten und die schlimmsten darunter betrafen allein uns, die Juden. Die Polen erhielten eine schwere Behandlung als ein Volk unter der Herrschaft der Besatzung als niedrigeres Volk den Söhnen der slawischen Rasse. Aber wir, die Juden bekamen eine grausame Behandlung, die der Rasse galt, die in den Augen der Deutschen "Untermenschen" waren. Im Oktober 1939 kam eine Verordnung zur Zwangsarbeit, eine Vorschrift für die Juden und eine andere Vorschrift für die Polen. Und die Juden zwang man ohne irgend einen Lohn zu arbeiten, das bedeutet Zwangsarbeit, und wir standen unter dem mörderischen und vernichtenden Befehl der SS. Im Rahmen des Wandels der kam und sich immer verschlimmerte, hörten wir eines Tages, dass im jüdischen Viertel alle öffentlichen Beschriftungen nur noch auf jiddisch zu schreiben waren. Polnisch wurde ganz weggelassen. Heute verstehe ich, dass dies gemacht wurde, um zu verhindern, dass Fremde, die zu uns kamen verstehen würden und dadurch dass das Wissen um die Unterdrückung der Juden sich ausbreitete. Sehr schnell merkten wir auch, dass sie in der Schulbildung Unterschiede machten. Uns Juden zwang man sofort den Schulunterricht zu unterbrechen, während es den polnischen noch erlaubt war zu lernen, wenn auch unter einigen Beschränkungen.

Die Entstehung des Ghettos in Krakau

Ungefähr drei Monate nach der Besetzung Krakaus am 5. Dezember 1939 hörten wir eines Tages Motorgeräusche von schweren Fahrzeugen und ein lautes Schreien. Die Deutschen umstellten das jüdische Viertel, welches noch nicht zum Ghetto ernannt worden war. Ganze Tage ging ich nicht aus dem Haus. Die Gräueltaten und die Gefahr hörten keinen Moment lang auf. Die Deutschen zerrten Gold, Silber und Judäica aus den Häusern und Synagogen. Im gleichen Monat hörte ich, wie man zu Hause darüber redete, dass die Deutschen einen "Judenrat" einberufen hatten. Ich verstand nicht genau, was dies bedeutete und warum man dem zu Hause eine solche Bedeutung beimaß. Immer mehr einschränkende Verordnungen, die das Leben erschwerten traten in Kraft und verbitterten uns das Leben, wollten uns demütigen und berauben und uns das Gefühl geben, dass unsere Existenz nicht sicher und wir verloren waren. Es brauchte Zeit, bis ich verstand, was meine Eltern schon vorher verstanden, dass diese Verordnungen Teil der psychologischen Kriegsführung der Deutschen waren.

⁴ Die historischen Hintergrundinformationen und die in diesem Abschnitt verwendeten Fakten stammen aus Wikipedia, anderen Websites im Internet und aus dem Website der Assoziation jüdischer Auswanderer aus Krakau in Israel.

Zum Beispiel gab es eine Verordnung vom 18. Mai 1940, welche den Juden befahl, freiwillig Krakau zu verlassen, denn dort seien sie nicht gewünscht. Diese besagte ausdrücklich, dass die Juden zu Flüchtlingen geworden waren und in ihnen stand der Glaube, dass sie sich einen festen Wohnort in den Kleinstädten der Umgebung suchen konnten. Heute wissen wir, dass sie schon damals die Vernichtung geplant hatten. Wie allen, fiel es meinen Eltern schwer, auszuwägen und zu entscheiden, denn wir hatten überhaupt keine Information, da die Deutschen absichtlich und zynisch Gerüchte entstehen ließen und durch falsche Nachrichten Verwirrung verbreiteten.

Im Dezember 1941 sahen wir auf den Straßen eine Verordnung, dass die tägliche Brotration auf 100g pro Kopf verringert würde, die monatliche Portion Öl auf 200 g pro Kopf und 200 g Zucker pro Kopf. Und all diese Grausamkeit kam über eine Bevölkerung die Zwangsarbeit verrichtete.

Die Apotheke von Pankiewicz

Sechs Mal nach dem Krieg besuchte ich die Apotheke von Pankiewicz und dort lernte ich diesen ehrenwerten Gerechten unter den Völkern persönlich kennen. Die Geschichte dieses Mannes und der Apotheke, die "Pod Orlem" hieß, ist eine spannende Geschichte, die sehr viel Hoffnung inmitten all dem Grauen, welches ich erlebt und gekannt hatte, bringt. Die Apotheke war auf jeder Weise aktiv, aber sie war auch ein Deckname für die Aktivitäten der Untergrundbewegung, die falsche Ausweise herstellte und Verbindung mit dem jüdischen Untergrund in Warschau und mit den polnischen Untergrundbewegungen aufnahmen. Ein Teil der Apotheke lag innerhalb des Ghettos, und ein anderer Teil lag außerhalb des Ghettos. Ihr polnischer Besitzer, Pankiewicz, tat alles was in seinen Kräften war, um den Juden zu helfen. Er sammelte für sie Geld, Medizin und Nahrung, warnte sie vor den Aktionen, half ihnen gefälschte Papiere zu erstellen und versuchte so viele Juden wie möglich vor den Aktionen zu retten. Heute bezeugt er alles, was er gesehen hatte. Sein Tagebuch erschien als Buch mit dem Titel: *Die Apotheke im Ghetto Krakau*⁵. Pankiewicz gab seine Seele und riskierte das Leben seiner Familie, aber ihm geschah nichts. Für alles, was Pankiewicz im Laufe der Jahre getan hatte, ehrte ihn Yad Vaschem als Gerechten unter den Völkern. Im Jahre 1983 baute man die Apotheke in ein "Ghetto-Museum" um.

Jedes Mal, wenn ich zusammen mit einer Jugendgruppe die Apotheke besuche, erzähle ich mit großer Ausführlichkeit die heldenhafte Geschichte von Pankiewicz und meine eigenen Erlebnisse als Mädchen im Ghetto. Einmal, als mich mein Enkel Dan mit einer Schulklasse aus der höheren Schule "Metro West" begleitete, erzählte ich von dem grauenhaften Tag der Aktion, bei der ich von meiner Mutter getrennt wurde. Am Ende der Geschichte bat meine Tochter Daphne darum, etwas sagen zu dürfen und erklärte: "So wie ich es sehe, Mutter, ist deine größte Rache die, dass genau an dem Tag, an dem diese grausame Aktion im Ghetto stattfand (natürlich mit einem Unterschied von Jahren), deine älteste Enkelin in die israelische Armee eingezogen worden ist". Daphne hatte recht. Dies erzeugte in mir ein tiefes Gefühl der Dankbarkeit und des Stolzes darüber, dass es mir gegönnt war, nach allem was ich durchgemacht hatte, in mein eigenes Land zu fliehen, dort meine eigene Familie heranzuziehen und es erfüllte mein Herz mit Dankbarkeit, dass wir eine Armee haben, um uns zu verteidigen.

5 *The Cracow Ghetto Pharmacy*, Tadeusz Pankiewicz, English Translation 1949. Holocaust Library, United States Holocaust Memorial Museum, Washington, D.C.

Der Krieg

Leben unter strengen Verboten und Verordnungen

Mehr und mehr Verordnungen erschwerten unser Leben. Im Dezember 1939 sah ich wie meine Mutter kleine gelbe Flicker in der Form eines Davidsterns auf unsere Kleidung nähte. Erstaunt fragte ich sie: "Wofür ist das?" Sie schaut mich mit ihren müden Augen an und erklärte mir, dass eine spezielle, neue Verordnung uns Juden anordnete diese Erkennungszeichen an unseren Kleidern zu tragen. "Verstehst du?" fragte sie. "Auf diese Weise schaffen sie eine deutliche und klare Trennung zwischen uns und den Polen, das ist den Deutschen sehr wichtig. Wer weiß auf was sie noch kommen werden." sagte sie mit einem Seufzen.

Und dann kam der Tag, an dem ich neue Verordnungen las, die uns verboten in den Abend- und Nachtstunden auf die Straße zu gehen. Es stand dort auch, dass es uns verboten war, in nicht-jüdische Theater und Cafes zu gehen. Nicht viel Zeit verstrich, bis ich entdeckte, dass es uns verboten war in die vorderen Wagons der Straßenbahn zu steigen. Auf dem letzten Waggon stand geschrieben: "Nur für Juden und Hunde". Das verletzte mich bis in die Tiefe meiner Seele, und ich hatte große Angst vor den Hunden und ich ekelte mich vor dem Dreck in dem Waggon. Ich wollte nicht mehr mit der Straßenbahn fahren. Nicht viel Zeit verstrich, bis man mir dieses Problem löste: ich entdeckte auf der Straßenbahn in großen, deutlichen Buchstaben geschrieben: "Der Eintritt für Juden ist strengstens verboten."

Eines Tages schickte mich meine Mutter los, um Brot zu kaufen. Das war eine Aufgabe, die ich gerne machte. Vor dem Geschäft war eine lange Schlange und ich stellte mich hinter den Letzten der Wartenden. Geruch von frischem Brot stieg mir in die Nase. Ein lauter und aufgeblasener erwachsener Mann kam zu mir, stieß mich zur Seite, murmelte ein paar Worte und stellte sich vor mich hin. Beinahe wäre ich durch den Stoß zu Boden gefallen. Ich schaute hilfeschend um mich, aber kein Mensch kam mir zu Hilfe. Sofort verstand ich, dass mir dies geschehen war auf Grund dessen, was ich nicht war – blond, mit blauen Augen – und auf Grund dessen, wer ich war – eine Jüdin !! Mein ganzes Bewußtsein begann das eines kleinen jüdischen Kindes zu sein. Traurig und beunruhigt verschloß ich mich immer mehr in mir selbst.

Ein anderes sehr traumatisches Ereignis an welches ich mich in jener Zeit erinnere, geschah als ich auf der Straße war. Ich sah einige gewalttätige Männer, die einen alten Juden mit Bart auf der Straße packten, sich auf ihn stürzten, ihn beleidigten, demütigten, stießen und ihn am Bart zogen. Von meinem Platz aus konnte ich sehen, wie Blut von seinen Wangen floss und die Not und der Schmerz des alten Mannes bedrückten mich. "Vielleicht ist das mein geliebter Großvater?" dachte ich. Ich schaute ihn mir gut an und sah, dass er es nicht war. Das war nicht mein Großvater. Verunsichert und aufgeregt rannte ich nach Hause und als ich die Großeltern im Hause vorfand, wusste ich, dass bis jetzt noch alles in Ordnung war. Großvater war bisher noch bei uns sicher. Den furchtbaren Gedanken wie lange dies noch so weitergehen würde verdrängte ich aus meinem Kopf und unterdrückte ihn in meinem Herzen.

Meine gute Freundin aus dem Gymnastik-Verein Miriam Akavia beschreibt in ihrem Buch *Herbsttage*⁶ ein persönliches Erlebnis, welches sie besonders aufregte: Sie erzählt dort von dem Tag, an dem sie aus der polnischen Schule, wo sie lernte hinausgeschmissen wurde, und wie sich die Tür des Klassenzimmers öffnete und jemand sie beim Namen rief, und ihr mit harter und brutaler Stimme sagte, dass sie von der Schule verwiesen wird, dass sie verschwinden solle und nicht mehr wiederkommen solle. Im Klassenzimmer herrschte Schweigen. Keine einzige ihrer

6 Miriam Akavia, *Herbsttage*, Gütersloher Verlagshaus Mohn, Gütersloh 1983. (Anmerkung d. Übers.)

Freundinnen tröstete sie oder wagte es, ihr gegenüber ihr Entsetzen oder ihren Schmerz über die Trennung zum Ausdruck zu bringen. Gedemütigt, vereinsamt und mit hängendem Kopf verließ sie das Klassenzimmer und ihre Klassenkameraden.

Am nächsten Tag kam Miriam auf unsere Schule. Die Tür unseres Klassenzimmers wurde geöffnet, und zu meinem Erstaunen sah ich sie in der Tür. Sie wirkte ein bisschen verlassen und verängstigt. "Miriam" sagte ich, "komm, neben mir gibt es Platz, setzt dich zu mir." Viele Male erzählte mir Miriam wieviel Trost, den sie damals bekam und sagte mir, wie sehr ihr dies den Anfang in der neuen Schule erleichtert hatte und geholfen hatte, die schwere Enttäuschung zu überwinden, die sie wegen ihrer Verwaisung verspürte. Bis zum heutigen Tag sind wir Freundinnen geblieben. Miriam Akavia ist Mitglied des Ausschusses von Yad Vashem, der über die Auswahl der "Gerechten unter den Völkern" entscheidet.

Einige Zeit verging und eines Tages betrat plötzlich der Direktor unserer Schule unser Klassenzimmer. Alle standen sofort auf. Er rief unseren Lehrer, flüsterte ihm etwas zu, und wir sahen, wie sich das Gesicht des Lehrers verdüsterte und verzog. Die Spannung und das Schweigen im Klassenzimmer war groß und keiner wagte sich zu bewegen. Der Direktor wies uns an, uns hinzusetzen und mit einer ruhigen und angespannten Stimme sagte er: "Wir haben den Befehl erhalten, die Schule zu schließen." Ich spürte, dass er kurz davor war zu weinen. Mir kamen die Tränen und meine Kehle schnürte sich zu. Voller Pein nahm jeder seine Schultasche und verließ das Zimmer. Der Lehrer legte jedem einzelnen von uns zum letzten Mal in unserem Leben eine tröstende Hand auf die Schulter, die schwer und voll Leid war. Ich spürte die Last und die Zärtlichkeit seiner Berührung noch lange, nachdem ich den Ort verlassen hatte. Traurig, unglücklich und entmutigt verließ ich das Klassenzimmer. Langsam überquerte ich den Schulhof und warf einen letzten Blick auf alles um mich herum. Das letzte Mal ging ich auf das Tor zu und ging hindurch. Ich beeilte mich nicht zu gehen. Ich spürte die Notwendigkeit zu sehen, wie das Tor zum letzten Mal geschlossen wurde. Und als das Tor geschlossen war, wuchs in mir ein brennendes und schmerzhaftes Gefühl dass wieder eine Tür sich vor mir schloss.

Enttäuscht und traurig kehrte ich langsam nach Hause zurück. Meine Mutter, die zu Hause war, sah meinen Blick und fragte besorgt: "Was ist geschehen, Gigsia? Warum bist du heute schon so früh zurück?" Ich konnte mich kaum unter Kontrolle halten und sagte ihr: "Mutter, man hat die Schule zugemacht. Warum hat man die Schule geschlossen? Was wird jetzt kommen? Ich möchte lernen! Ich mag die Schule und die Lehrer so sehr. Werde ich sie nie wiedersehen? Wie kann ich mich in Zukunft mit meinen Freunden treffen?" Meine Mutter umarmte mich und sagte mir mit großem Mitgefühl: "Mach dir keine Sorgen, Gigsia, du wirst weiter lernen. Ich werde es nicht zulassen, dass dein Unterricht unterbrochen wird. Du musst lernen." Sie schwieg einen Augenblick und fuhr fort: "Weißt du, mein Kind, man kann dir alles wegnehmen, nur nicht dein Wissen. Alles was du weißt gehört dir für immer. Wissen ist ein Schatz." Ich spürte eine große Erleichterung. Ich umarmte meine Mutter, küsste sie und ging in mein Zimmer um mit meiner Puppe zu spielen, meiner besten Freundin, die mich verstand.

Meine Mutter hielt ihr Versprechen und wir fuhren fort, zu Hause mit Privatlehrern zu lernen. Der Unterricht war nicht besonders geordnet, aber trotzdem lernten wir so gut es möglich war. Zu uns kam ein Lehrer, um uns einen Beruf zu lehren und ein anderer, um uns Deutsch beizubringen. "In der Not unserer Zeit" sagte meine Mutter mit ihrer reichen Sprache, "muss jeder dafür sorgen, dass er einen Beruf erlernt." Darum kam zu uns auch eine Frau, die uns das Nähen beibrachte. Es ist schwer zu sagen, dass ich eine begeisterte Schülerin war, aber trotzdem arbeitete ich später als Näherin, als dies notwendig wurde. Diesen Tagesablauf hielten wir bis 1942 bei. Auch wenn ich keine geordnete Bildung erhielt, gelang es mir, mir ein Wissen anzueignen, das mir mein Leben hindurch half. Jedesmal lernten wir in einem Haus von jemand anderem, aber die meiste Zeit fand der Unterricht in unserem Haus statt. Den Juden war es verboten zu lernen, und so stellten wir uns

darauf ein, dass, wenn die Kontrollen kamen, unsere Lerngruppe so aussah, als sei es ein gewöhnliches, nettes Treffen von jungen Mädchen.

Eines Tages kam eine weitere Verordnung: Unser Vater kam ganz blass und traurig nach Hause und sagte unserer Mutter: "Es reicht mir, jetzt habe ich schon keine Fabrik mehr. Alles habe ich verloren, nichts ist mir übrig geblieben!" Dies war, nachdem man alle Angestellten, die in Fabriken, die unter jüdischer Hand waren, an ein Treuhandbüro überwiesen hatte. "Wie wirst du das Geschäft jetzt führen?" fragte unsere Mutter. "Die Deutschen werden doch nicht auf den Gewinn des Geschäftes verzichten?" Mein Vater erklärte ihr, dass man die Fabrik an einen Treuhänder übergeben hatte, der von nun an das Geschäft leitete. Meine Mutter sagte voller Verzweiflung: "Was für eine Ironie. Treuhand? Was für eine Treue ist das? Wer ist hier wem treu? Und wer übernimmt ein Geschäft, das ihm nicht gehört?" Zu unserem Glück verstand unser Treuhänder, ein Österreicher aus Wien, wie sehr er nötig hatte, dass mein Vater die Fabrik weiter leitete, während er den Ertrag entgegennahm. Er erwies sich als ein aufrichtiger und lehrsamer Mensch, der meinen Vater sehr in Schutz nahm, so dass der Verdienst unserer Familie verhältnismäßig gut fortwährte. Viele Jahre nach dem Krieg fuhr mein Vater nach Wien, um ihn zu treffen. Der Mann war sehr gealtert und war sehr gerührt meinen Vater zu treffen und sagte: "Herr Holländer, wie froh bin ich, dass sie am Leben sind, und dass sie die grausamen Tage und die Umstürzungen in Europa überstanden haben." Mein Vater machte es ihm nicht leicht, und hakte nach: "Wie konnten sie all das Böse zulassen, das über mich gekommen ist? Warum haben nichts getan, um mich zu retten?" Unser "Treuhand" antwortete: "Wie konnte ich? Sie haben keine Ahnung, wie sehr die Gestapo mich unter Druck setzte, wie sehr man mich bedrängte. Auch ich war in großer Gefahr. Und auch meine Familie war in großer Gefahr."

Ein weiteres Verbot verhinderte, dass die Juden die Parks besuchten. Das Ende unserer Spiele im Freien beschränkte unser Leben noch mehr auf das Haus. Ich konnte die Schönheit und das Grün der Bäume nicht mehr sehen, die ich so sehr liebte. Ich konnte nicht mehr mit meinem Großvater oder meiner Mutter, oder meinen Freunden im Park spazieren gehen, und den Geruch der Natur in den Stadtgärten riechen. Alles um mich herum wurde nun noch viel grauer.

In dieser Zeit waren Bücher ein magischer Schutz für mich. In ihnen konnte ich viele Farben finden. Ich liebte es, zu lesen und mit ihrer Hilfe an wundersame, entfernte Orte zu entfliehen. Auf ihren Seiten ritt ich auf den Flügeln der Phantasie und eroberte die Festungen der Freiheit und der Schönheit. Alle drei Tage besuchte ich die Bücherei und die Bibliothekarin empfahl mir neue, interessante Bücher. Bei einem Besuch nahm ich meine Bücher mit großer Freude und ging zu der Bücherei. Ich stand neben der Bibliothekarin um ihre Aufmerksamkeit zu erwecken. Ich kam in die Bücherei und legte die Bücher, die ich gebracht hatte auf ihren Platz und näherte mich der Bibliothekarin mit großer Erwartung und Freude. Sie schaute mich mit aufgeregten Augen an, nahm mich zur Seite und flüsterte mir zu: "Es ist mir verboten, dir Bücher zu geben, es ist dir verboten hierher zu kommen." Ich erschreckte mich, und wusste nicht, was ich sagen sollte, und wieder kamen mir Tränen in die Augen. Die Bibliothekarin hörte die Not in meiner Stimme und damit ich still sei, flüsterte sie mir wieder zu: "Weine nicht, alles wird gut sein. Ich kümmere mich um dich. Komme früh am Morgen, oder noch besser: schick mir das Dienstmädchen, das bei euch arbeitet vorbei. Ich werde ihr Bücher für dich mitgeben." Die gute Bibliothekarin wandte sich ab, um weg zu gehen, kam zu mir zurück und sagte mir: "Du kannst mir auch eine Liste erstellen mit den Büchern, die du lesen willst, gib sie dem Dienstmädchen, und ich werde sie dir schicken." Dieser Plan erleichterte mir mein Herz und ich verließ die Bücherei ein bisschen ermutigt.

Die Straßen füllten sich mit grausamen Verlautbarungen, welche die Juden beschuldigten Träger von Plagen zu sein, wie Mäuse und Ratten. Sie beschuldigten uns, dass wir voller Läuse wären, Typhus-krank und dass wir jeden Ort verseuchten, auf dem wir uns befanden. Es war unmöglich diese Propaganda zu übersehen und an jedem Ort konnte man Aufschriften und Karikaturen aus

der Zeitschrift "der Stürmer" finden, welche die Juden als bedrohliche, dreckige Bestien darstellten, mit düsteren Augen und scheußlichen abstoßenden Bärten, die keinen Wert hatten. Dies verstörte mich sehr. Ohne dass ich diesem große Aufmerksamkeit beimaß, spürte ich, wie man mich und alle die mir lieb waren, zu Untermenschen machte, zu jemandem Ausgestoßenen, der nicht mehr zur modernen Kulturgesellschaft dazu gehörte. Wir waren die "Anderen", die Niedrigeren, die Ausgestoßenen und die Wertlosen. Das war der Beginn des Versuches uns die Seele zu brechen und unsere Standfestigkeit als Menschen ins Wanken zu bringen.

An einem kalten Tag im Dezember 1941 hörte man den Lärm von Lastwagen, die in das Ghetto hineinfuhren. Auf deren Dächern waren Lautsprecher angebracht, welche den Befehl des Stadtverwalters verkündeten. Alle Juden wurden angewiesen, ihre Mäntel und jeden Streifen Fell, den sie besaßen abzugeben. Gleichzeitig wurde uns befohlen auch alle Handschuhe einzuliefern. Wer nicht gehorchte, so lautete der Befehl, würde schwer bestraft, oder auch an Ort und Stelle erschossen werden. Von Morgens bis Abends standen die Menschen auf der kalten und verschneiten Straße, um alle ihre wärmenden Kleidungsstücke aus ihren frierenden Händen in jene der Deutschen zu übergeben. Ohne einen Augenblick zu zögern übergab meine Mutter meinen Fellkragen, ihren und Vaters Fellmantel. Aber mein Großvater weigerte sich seinen Streumel abzugeben, einen großen Hut aus Fell, den religiöse Juden trugen. Er war bereit, sein Leben zu geben, um ihn nicht hergeben zu müssen. Es war unmöglich ihn von seiner Meinung abzubringen, und wir fürchteten uns sehr davor, was ihm deswegen bevorstehen könnte. Die Deutschen veranstalteten gründliche Hausdurchsuchungen und wir wurden genauesten Untersuchungen ausgesetzt. Wegen dieses Befehles wurde auch meine Tante Brunia (Brunislawa) ermordet. Es ist mir nicht klar, wie es geschehen konnte, dass eine Frau, die so klug war wie sie ihren Fellmantel nicht auslieferte. Vielleicht war sie nicht schnell genug. Man fand den Mantel bei ihr und machte ihrem jungen Leben ein Ende.

Wir konnten weiterhin in unserem Haus leben, aber man nahm uns zwei Zimmer weg, und die ganze Familie rückte näher zusammen in ein Zimmer. Die übrigen Zimmer wurden an andere Familie übergeben, die aus ihren Häusern vertrieben worden waren. Die Toiletten und die Dusche der Wohnung wurden zu Gemeinschaftsbad, welches von allen Bewohnern gemeinsam benutzt wurde. In dieser Zeit unseres Lebens teilte uns unsere Mutter ihre Ansicht mit, dass die materiellen Güter weniger wichtig seien. Das einzig wichtige war, dass wir alle zusammen waren. Ich erinnere mich nicht daran, dass sie aus dem Verlust der Felle eine große Sache gemacht hätte, oder aus den Handschuhen oder den verengten Wohnbedingungen. Diese Zeiten verringerten die Beziehung zu Gegenständen oder zu den materiellen Gütern. Wie man zu sagen pflegt: "Eine schöne Wohnung, eine schöne Frau und schöne Einrichtung heben das Gemüt des Menschen."

Ich liebe angenehme Hauseinrichtungen sehr, neue Gegenstände, aber ich bin nicht wegen ihres Geldwertes an sie gebunden. Seither, und immer wenn mir ein schöner Gegenstand zerbrach, machte ich daraus keinen Aufstand und ging mit Leichtigkeit in die Tagesordnung über. Anders ist es mit Gegenständen, die einen sentimental Wert haben. Diesen Gegenständen fühle ich mich selisch verbunden, eine Bindung die ohnen einen Bezug mit einem Geldwert steht.

Meine Mutter widmete viel von ihrer Zeit den Nöten der Allgemeinheit. In unserem Viertel wurde ein Wohlfahrtshaus für Bedürftige eingerichtet. Mindestens 2 bis 3 Mal in der Woche nahm meine Mutter Stenia und mich dorthin mit um dort zu arbeiten. Wir schälten Kartoffeln, deckten die Tische und reichten den Menschen zu Essen. Auch dort legte sie großen Wert darauf, dass wir den bedürftigen Menschen mit Hochachtung entgegentraten. Immer wies sie mich an: "Schau ihnen in die Augen, achte sie." Ich schaute und sah, dass viele unter ihnen gebildete Menschen waren, die einmal hohes Ansehen genossen und einen gesellschaftlichen Status innehatten. Das Wissen darum, dass sie ohne eine Krume Brot zu dieser Wohlfahrtsstelle gekommen waren, ohne jeglichen Beistand, betrubte mich sehr und trug weiter zu der Zerstörung meines Selbstwertgefühles und meiner selischen Widerstandskraft bei, welche viel später seinen Höhepunkt erreichte.

Am 3. März 1941 wurde eine weitere Verordnung bekannt: Sie befahl die Errichtung eines Ghettos in dem Stadtteil Podgorze. 320 Häuser wurden in das Ghetto eingeschlossen, darin sollten auf gedrängtem Raum 16.000 Juden wohnen. Jedem Menschen wurden zwei Quadratmeter zugewiesen. In jedem Zimmer wohnten 4-6 Personen und in jeder Wohnung lebten mehrere Familien zusammen. Um das Ghetto herum wurde eine Mauer gebaut.

Als ob dies nicht genug wäre, erschwerte man einige Monate danach, erneut unsere Lebensbedingungen. Aus den umliegenden Dörfern wurden weitere 4.000 Juden in das Ghetto eingewiesen. Um weitere Wohnfläche zu schaffen, wurden die Synagogen, in denen man betete, in riesige Wohnhallen umgewandelt. Bis ich eines Tages dort vorbeikam, hatte ich davon nichts gewusst. Ich trat in eine Synagoge ein und war entsetzt. Die Enge, das Gedränge und die Überfülltheit schockierten mich. Verzweifelt und erschreckt sah ich Duzende von Menschen auf dem Boden liegen, einer neben dem anderen. Ein Durcheinander von Männern, Kindern, Frauen, Alten. Ein Knäuel von Armen, Beinen und Gegenständen. Es war unmöglich die Menschen voneinander zu unterscheiden. Es gab kein bisschen Privatsphäre. Was war das? Leben so Menschen, fragte ich mich. Ich konnte mir nicht vorstellen, wo und wie sie sich duschten, anzogen, schliefen und wie sie sich dort überhaupt bewegen konnten. Dieses Erlebnis war für mich unerträglich. Ich kehrte nach Hause zurück. Ich bewahrte diese schweren Eindrücke für mich und mir war es unangenehm zu spüren, wie froh ich über unsere verhältnismäßig gute Lage war. Diese Verhältnismäßigkeit begleitete mich mein ganzes Leben hindurch. Die Zeiten waren schwer und furchtbar. Jede Neuigkeit verkündete die nächste Unannehmlichkeit und was uns hinter der nächsten Ecke erwartete. Die Lage führte von Mißerfolg zu Mißerfolg. Man wußte nicht, was noch zu erwarten war und Unsicherheit beklemmte jeden Winkel meiner Seele. Aber immer noch war ich von der Wärme und der Sicherheit, die mir meine geliebte Familie vermittelt, umgeben.

Als wir schon im Ghetto lebten, lief ich eines Tages auf der Straße. Plötzlich wurde ich auf ein Fahrzeug gehoben, welches mich und andere zur Arbeit brachte, und ich wußte nicht was mir bevorstand. Man brachte uns an den Stadtrand von Krakau. Dort gab es ein Lager für kleine Kinder der Hitlerjugend. Es wurde uns befohlen, das Lager zu putzen. Ich putzte und fegte dort, als plötzlich ein kleiner Junge von ca. 8 oder 9 Jahren zu mir kam. Er schaute mich lange an, schaute auch auf meine Locken und fragte mich: "Bist du eine Jüdin?" Ich bejahte. Er schaute mich weiter an und sagte: "Wie kann das sein? Du bist jung, du bist sauber und du bist so wunderschön. Wie kann das sein, dass du eine Jüdin bist?" Empört kam ich nach Hause und wie immer ging ich zu meiner Mutter und erzählte ihr, was ich erlebt hatte. Sie hörte mir gut zu, legte ihre Hände auf meine Schulter, schaute mir in die Augen und sagte: "Mein Kind, wir haben keinen Grund uns zu schämen. Sie sollen sich schämen dafür, wie sie ihren eigenen Kindern den Kopf gewaschen haben." Die Worte des kleinen Jungen und die Erklärung meiner Mutter zeigte mir wie man damals eine ganze Generation erzogen hatte und wie man mit dieser Gehirnwäsche die Juden vor den Augen aller zu Untermenschen gemacht hatte. Durch die Unterstützung der Werte meiner Eltern, fühlte ich mich ein bisschen beschützt. Vielleicht konnte ich darauf pfeifen und verhindern, dass ich davon allzu sehr beeinflusst wurde. Was auch immer geschah, ich kehrte zurück in das geliebte Nest und genoß die Unterstützung meiner Familie. Ich verstand, dass ich eine Jüdin war, weil dies so war, oder, wie man heute sagt: "Es ist so, wie es ist." Und ich wußte, dass ich meine Werte nicht durch irgend jemand anders verlieren würde.

Viele Jahre hindurch beschäftigte mich der Gedanke, warum meine Eltern nicht den Rat einiger ihrer Bekannten ernstgenommen hatten, solange es noch möglich war, aus Krakau zu fliehen. Es stand an der Wand geschrieben, und es war klar, dass die Lage immer schwieriger werden würde. Wir hatten entfernte Verwandte in Danzig, die nach Krakau kamen und uns zu Hause besuchten. Sie erklärten unseren Eltern: "Wir fahren jetzt nach Triest und von dort reisen wir weiter nach Palästina. Es ist uns möglich, euch vier Karten zu besorgen. Nehmt eure Töchter und kommt mit uns." Mein

Vater wollte unbedingt mitfahren. Es gab nichts, was er mehr wollte. Unsere Mutter brach in ein bitterliches Weinen aus, und überschüttete meinen Vater mit Argumenten und ihren Bedenken. "Ich kann meine Eltern und meine Schwestern nicht hier lassen. Wie können wir alle verlassen, wo wir doch so viele Jahre von ihnen abhängig waren? Wer weiß, ob wir sie jemals wiedersehen können?" Ich näherte mich ein bisschen mehr und hörte, wie mein Vater ihr in Ruhe und mit Verstand antwortete: "Ich werde ihnen meinen ganzen Besitz und mein ganzes Geld überlassen. Deine Schwestern können sich um deine Eltern kümmern. Das Geld und der Besitz wird für alle bis zum Ende des Krieges ausreichen. Komm lass uns ausreisen. Das ist das einzig Vernünftige, was man in diesen Zeiten machen kann." Meine Mutter überlegte einen Augenblick und antwortete ihm, überrascht über die Gedanken, die ihr in den Kopf kamen: "Wie? Was? Uns selber retten und sie hier zurück lassen??? Das kann ich nicht. Das werde ich mir niemals verzeihen können." "Friduschka", sagte mein Vater, "denke einmal an deine kleine Familie. An dich, an mich, und an deine zwei Töchter. Bitte ... " Meine Mutter legte ihren Kopf an seine Brust und sagte in einer Stimme, die sich überschlug: "Ich kann nicht, ich kann nicht, ..." Es herrschte Stille. Vaters Gesicht verhärtete sich und nach einiger Zeit wurde es weich. Er streichelte sie und sagte: "Sch...sch..., meine Liebste. Weine nicht. Wir werden nicht ausreisen. Wenn du es nicht kannst, werden wir nicht verreisen."

Es zeigte sich auf tragische Weise, dass das Gefühl siegte und die Vernunft besiegt wurde: Die erste, die den vollen Preis für diese furchtbare Entscheidung zahlen musste, war unsere Mutter. Und auch wir zahlten wegen ihr, den höchsten Preis, der von uns gefordert wurde. Es gibt ein Lied, welches lautet: "Wie sich das Rad dreht". Die Erfahrung, dass man alles zum Wohle der nächsten Verwandten zurück lassen muß, auch wenn dies gegen sein Interesse geht, kam immer wieder im Laufe der verschiedenen Lebenssituationen auch hier im Land auf uns zurück und es ist ein Teil unseres Familienmottos geworden.

Meiner Meinung nach lagen zwei Gründe dem Denken zugrunde, welches all dies geschehen ließ: 1939 erwarteten alle irgendwie den Beginn eines Krieges. Aber nicht mit all seinem Gräuel und seiner tragischen Auswirkung für das jüdische Volk. Dieses Übel konnte kein Mensch vorhersehen. Man dachte damals in den Begriffen des vorhergegangenen Krieges, den man kannte – den ersten Weltkrieg. Was dies ohne Zweifel auch noch beeinflusste, war die bekannte jüdische Denkweise: "Wir werden schon klarkommen." Wie merkwürdig es sich auch anhört, die Zeit im Ghetto war für mich nicht ganz so schlimm. Es gab schwere und beängstigende Momente und seltsame Entwicklungen, die einen zerstörten aber dessen war ich mir nicht so bewusst. Es gab Unsicherheit und es gab Not, aber wir litten keinen Hunger und keine Armut. Meist hatte mein Vater Geld und auch wenn wir nicht in Fülle zu Essen hatten, konnten wir uns darauf verlassen, dass wir nicht hungern mussten. Auch Kleidung bekam ich und auch fast alle weiteren Bedürfnisse wurden mir erfüllt, wie auch die Notwendigkeit zu Lernen. Solange wir noch zusammen waren, fühlte ich mich sicher und ich sagte viel später in den schwersten Zeiten: **Nach diesen Tagen sehnte ich mich und ich definierte sie für mich als erträgliche Tage, die ich noch nachvollziehen konnte.**

Waise

In der ersten Woche im Juni 1942 wurden im Ghetto zwei Aktionen, die unter dem Namen "Juni-Aktionen" bekannt waren und die sehr nah aufeinanderfolgten ausgeführt. Diese waren besonders hart. Im Lauf beider Aktionen wurden 7.000 Juden aus Krakau in ihren Tod nach Belzec abtransportiert. Die meisten davon waren alte Menschen, Frauen und Kinder. Während der ersten Aktion wurde auf unser Arbeitsausweis, der als Identitätsnachweis diente ein Stempel gedrückt, der vermerkte, dass der Besitzer dieses Ausweises in einer Fabrik arbeitete und dass er gebraucht wurde. Jedem der diesen Stempel nicht erhielt stand die Ausweisung bevor. So zumindest sagten die Menschen, die an jedem Stückchen Hoffnung festhielten, trotz der Gerüchte, die die Deutschen so sehr zu verbreiten liebten. Bis dahin wusste noch kein Mensch über die Existenz der

Vernichtungslager und über Belzec Bescheid. So verschwand die erste Welle. Als die Deutschen erkannten, dass sie ihr Ziel in der ersten Aktion nicht erreichten, organisierten sie sofort eine weitere Aktion und kontrollierten wieder alle Arbeiter, indem sie eine blaue Karte auf denselben Arbeitsausweis klebten. Wer keine solche blaue Karte bekommen hatte, wurde zu denen hinzugefügt, die in den Tod geschickt werden sollten. Während jeder Aktion verstärkte sich auch die Bewachung des Ghettos. Neben jedem Kanaldeckel wurde ein Wachmann aufgestellt, weil viele Juden versucht hatten, durch das Abwassersystem zu entkommen. Alle Häuser, die an die arische Seite grenzten, wurden verpflichtet Gitter anzubringen, damit keiner aus dem Fenster springen und fliehen konnte. Das Ghetto wurde völlig abgeriegelt. Die erste Aktion begann mit der lauten Verodnung einer Ausgangssperre und dem Befehl, dass wir nicht zur Arbeit gehen sollten. Die Ghettoverwaltung zog mit einer Lieste der Bevölkerung von Haus zu Haus und untersuchte die Arbeitsausweise. Der Arbeitsplatz jedes einzelnen bestimmte, ob er für die Kriegsbestrebungen des deutschen Reiches erforderlich war, oder nicht. Renja, die Tochter meiner Tante Hannah, welche das gleiche Alter wie Stenja hatte, arbeitete als Krankenschwester in einem Krankenhaus. Die Bestimmungen der Deutschen sahen vor, dass ihre Arbeit dort nicht für die Bestrebungen des dritten Reiches erforderlich war. Sie erhielt den Befehl, sich zu den Ausgewiesenen zu begeben. Damals wussten wir und auch sie dies noch nicht, aber dies war ihr letzter Weg und sie verschwand aus unserem Leben. Meine Tante Hannah wußte nicht ein noch aus vor lauter Leid. Wie es ihre Art war, versuchte sie alles Mögliche zu machen, um ihren Schmerz zu erleichtern. Renja war das erste Opfer aus unserer warmen und vereinten Familie. Oft dachte ich an sie und sehnte mich sehr nach ihr. Ihr Fehlen empfanden wir als schweren Schmerz, aber wir redeten nie über sie und erwähnten sie nicht. Viel später, als wir alle wußten, dass Belzec ein Todeslager war, sagte ich meiner Mutter: "Als Renja nach Belzec geschickt wurde, wusste sie nicht, was sie dort erwartete, sie hat sicher gedacht, dass man sie in ein Arbeitslager oder etwas Ähnliches bringen würde. Die Angst vor dem Tode wurde ihr erspart und dies erleichterte es mir jedes Mal, wenn ich an sie denke." Meine Mutter nickte mit einem traurigen Blick.

Die "Juni-Aktion" mit allem was sie brachte verringerte die Bevölkerung des Ghettos um 7.000 Menschen, die in ihren Tod geschickt wurden. Die deutsche Gründlichkeit fand einen weiteren Weg, um den Lebensraum im Ghetto weiter einzuengen. Die Forderungen wurden immer bedrängender, und wir wurden gezwungen, unser Haus zu verlassen und in eine andere Wohnung im Ghetto zu ziehen. Wir wussten, dass wir in einen noch engeren Wohnraum ziehen mussten und dass wir die schönen Möbel, die uns gehörten nicht mit uns nehmen konnten. Meine Eltern, die die Lage durchschaut hatten, bemühten sich nach und nach alle Möbel und ihren ganzen Besitz an Polen außerhalb des Ghettos zu verteilen. Einen Teil entschieden sie sich zu verkaufen, ein Teil sollte für sie aufbewahrt und später verkauft werden. Unter unseren Bekannten waren einige, die dafür sorgten, dass wir unser Geld in ihre Hände gaben und um uns mit Lebensmitteln und dem Nötigsten in den letzten Jahren des Krieges zu helfen. Es gab auch andere, die sich von uns entfernten, und sich über unsere Bitte entsetzten in den schweren Jahren der Not und des Niedergangs.

Der Tag der Enttäuschung kam. Mein Vater und Stenja waren bei der Arbeit. Mutter untersuchte und sammelte alles, was wir mitnehmen würden, und ich half ihr, bei allem um was sie mich bat. Wir beendeten die Arbeit und wollten gehen. Ich bat meine Mutter: "Einen Moment, Mama. Warte noch einen Moment!" Ich stand dort, schaute um mich herum und ermaß alles, was wir zurücklassen würden. Unser Haus war ein schönes Haus mit Stil und einer warmen Atmosphäre. Ich konnte meine Augen nicht von den Vorhängen, den Bildern und den Mägeln wenden und mein Blick ging über alle Möbel und jeden Gegenstand, als ob ich sie fotografieren oder in die Schubladen der Erinnerung aussieben würde. Einige Minuten gingen vorüber. Zärtlich legte meine Mutter ihre Hand auf meine Schulter und sagte: "Gigush, wir müssen gehen. Die Zeit ist gekommen. Nichts wird uns helfen. Sie schmiegte sich eng an mich und ohne etwas zu sagen nahmen wir unsere Sachen und gingen aus dem Haus – eine weitere Trennung in meinem Leben.

Jahrelang verfolgte mich ein Traum, der sich immer wiederholte. In diesem Traum komme ich in das Haus in Krakau, stehe in der Tür und kann nicht eintreten. Irgendetwas hält mich davon ab, hinein zu gehen. Im Jahre 1985 reisten wir nach Krakau und nahmen unsere Tochter Daphna mit uns mit. Wir kündigten unseren Besuch im Hause meiner Kindheit den Hausbewohnern, die dann dort lebten, an. Wir kamen mit vollen Händen und wurden sehr nett aufgenommen. Wir traten ein und in der Mitte der Wohnung wo vor der Zeit des Ghettos unser Esszimmer gewesen war, stand ein Tisch, der mir nicht bekannt war, und darauf stand ein Teller mit einer Scheibe trockenem Brot. Ein kleiner Hund, der dort war bellte uns ärgerlich an, als ob er diese Brotscheibe bewachen würde, damit wir sie nicht seinem Herren wegnehmen würden. Dieses Bild und alles was damit zusammenhing fielen mir sehr schwer. Ich drehte mich um, und ich sah an der Seite den großen Mahagonischrank, wo wir das schöne Geschirr meiner Mutter aufbewahrt hatten. Ohne zu bedenken was ich tat, ging ich zu dem Schrank und begann ihn zu streicheln, als wäre er ein geliebter Mensch. Ich betastete zärtlich alle seine Teile. Daphna und Ignatz schauten mir schweigend zu. Plötzlich schreckte ich auf und schaute meinen Mann an und sagte ihm: "Was ist das? Sag mir, was mache ich? Wie erklärst du mir das? Dies ist doch einfach nur ein Möbelstück aus Holz. Das ist kein Mensch, das ist keiner aus meiner Familie..."

Ignatz kam zu mir und sagte mir liebevoll: "Du berührst alle deine Erinnerungen, deine Kindheit. Du beendest einen Prozess."

Wir bedankten uns bei den Hausbewohnern und gingen fort. Der Traum hörte auf mich zu verfolgen, er verschwand, als wäre er nie dagewesen. Ignatz hatte recht, ich konnte mich verabschieden und einen Prozess zu Ende bringen.

Noch bevor wir aus unserem Haus in das Ghetto zogen, verließen uns unsere Großeltern, denn im Ghetto war es nur Menschen, die arbeiteten erlaubt zu wohnen, und sie waren schon sehr alt. Sie zogen in eine kleine Stadt in der Nähe von Krakau, zusammen mit zwei Schwestern meiner Mutter, und jetzt waren sie an die Reihe sich um ihre Eltern zu kümmern. Mein Vater schickte ihnen regelmäßig Geld, wovon sie lebten, und welches ihnen möglich machte, sich um sie zu kümmern. Die Gerüchte verbreiteten sich im Ghetto wie ein Strohfeuer und eines Tages wussten wir, dass der Kleinstadt in der meine Großeltern lebten eine Selektion und die Vernichtung bevorstand. Aus unserer Erfahrung wussten wir, dass die ersten, die vernichtet wurden, die Alten waren, und deshalb beeilten wir uns, die Großeltern zurück ins Ghetto zu holen. Dies war ein Einsatz, der sorgfältige Vorbereitungen bedurfte. Die Großmutter verkleidete sich wie eine polnische Witwe mit einem typischen Kopftuch. Mit dem Großvater gab es ein Problem, denn sein ganzes Aussehen mit seinem Bart, war auffällig jüdisch. Der Familie gelang es, ihn zu überzeugen, seinen Bart ein bisschen zu kürzen, sodass es möglich war, sein Gesicht so zu verändern, dass es so aussah, als wäre er gerade operiert worden. Diese Aktion glückte und sie kamen im Frieden in das Zimmer, wo wir lebten. Das war ein großes Zimmer, das durch einen Vorhang geteilt worden war, hinter dem noch eine weitere Familie lebte. Langsam kamen noch weitere Familienmitglieder bei uns an. Am Ende lebten im gleichen Zimmer bis zu 15 Personen. Unter ihnen die Großeltern, Tante Sabina, ihr Mann und ihre Töchter. Der Mangel, die Schwierigkeiten des Alltags, die schwere Arbeit und die Sorge um die Nöte aller und vor allem der Großeltern zeichneten sich in dem Gesicht und dem Körper meiner Mutter und verminderten ihre Kräfte. Sie sah müde aus und versank unter den Lasten und der Sorge. Die Schwierigkeiten, die Nöte gingen auch nicht an der Großmutter vorüber und sie wurde bettlägerig. Ihre Krankheit war unheilbar. Meine Mutter kümmerte sich mit unendlicher Güte um sie. Ich sah meine geliebte Großmutter vom Fieber geschlagen und unter schwerem Atmen leidend. Man konnte sehen, wie sie alle Lebenskraft und die Kraft zu Kämpfen und zu Leben verlor. Ich sah wie meine Mutter sich um sie mühte, und wie sie unter den schwierigen Bedingungen des Lebens diese unglaubliche Arbeit tat. Mutter konnte einfach nicht anders. Es verstrichen noch einige Tage und die Großmutter starb. Wir waren zu Hause, als die Großmutter ihre Augen für immer schloss. Meine Mutter war sehr nah bei ihr. Sie weinte und berührte ihre stummen Augen mit einer zarten Bewegung. Ich wollte sie so gerne trösten, aber ich wusste nicht wie. Ich drängte mich an sie, ließ sie mich umarmen und der Schmerz drang durch ihren ganzen Körper. Ich liebte meine Großmutter

sehr. Sie war für mich eine Quelle voller Wissen über die jüdische Kultur und das Allgemeinwissen, Literatur und mit reicher belesener Bildung. Sie war warm und geliebt und ich konnte mir unser Leben ohne sie nicht vorstellen. Ich wog meine Gedanken ab, und sagte zu mir selbst, ohne meine Mutter einzuweihen: "Gut dass die Großmutter heute gestorben ist, während sie bei uns zu Hause war. Umgeben von allen, die ihr lieb waren und sicher vor den Grauen der Straße und den Aktionen." Ich hatte zwei widersprüchliche Gefühle: Schmerz über ihren Tod und ein befreiendes Gefühl der Erleichterung. Das erste Mal in meinem Leben entdeckte ich in diesem jungen Alter die Ambivalenz in Bezug auf den Tod eines so sehr geliebten und nahestehenden Menschen. Ein Abgrund eröffnete sich in den Herzen aller, aber am meisten litt der Großvater. Er war sehr verwirrt wegen des Todes der Großmutter und sagte uns: "Nie hatte ich mir vorgestellt, dass sie vor mir gehen würde. Was wird jetzt sein..."

Wir wurden auf verschiedene Fabriken verteilt und unser Tag wurde in zwei Schichten eingeteilt: Die erste Schicht ging von 7 Uhr bis 19 Uhr und die zweite Schicht von 19 Uhr bis 7 Uhr. Wir kümmerten uns darum, dass der Großvater nie alleine zu Hause zurückblieb. Einige Tage nach dem Tod der Großmutter, am 27. Oktober, war ich an der Reihe die Nachmittagsstunden bei meinem Großvater zu verbringen. Ich blieb eng in seiner Nähe, denn die Stille, die ihn umgab, machte mir Sorgen. In einem Augenblick hörte ich, wie er mich brauchte und im nächsten Moment hörte ich, wie er mich rief zu ihm zu kommen. Er saß zusammengesunken in seinem Bett und sah sehr alt und gebrochen aus. Ich kam zu ihm, beugte mich über ihn und konzentrierte meine ganze Liebe auf ihn, als ich ihn fragte: "Brauchst du etwas, Opi?" Mein Großvater legte seine guten Augen auf mich, nahm meine Hände in seine beiden gefalteten Hände, drückte sie, zog mich noch mehr zu ihm hin und sagte mir auf jiddisch hingebungsvoll: "Sei gesegnet mein Kind, die Engel mögen dich auf allen Wegen deines Lebens beschützen."

Er schwieg, schloss die Augen und verstummte. Jung wie ich war verstand ich sofort: Großvater war gestorben. In meinen Armen war er gestorben und war der Großmutter gefolgt. Der ernste und heiß geliebte Großvater würde nie wieder mit mir auf jiddisch reden. Trotzdem, in diesem Moment der Trennung, klangvoll und klar, benutzte er diese so lebendige und beseelte jüdische Sprache, um mich zu segnen. Ich blieb neben ihm sitzen, berührt und gefüllt von der Zärtlichkeit und der heiligen Stille dieses teuren Momentes. Meine Cousine, die bei mir war, ging, um einen Arzt zu holen. Der Arzt kam in unser Haus, erklärte dass der Großvater tot war und sagte: "Nur ein Gerechter stirbt auf diese Weise."

Zum ersten Mal in meinem Leben kam ich mit dem Tod in Berührung. Ich wusste, dass ich dieses Gefühl nie wieder vergessen würde. Wieder kamen dieselben Gefühle in der Begegnung mit dem Tod über mich. Auf der einen Seite ein großer Schmerz über den Verlust einer so nah verwandten Person und auf der anderen Seite eine Erleichterung dass der Verstorbene in Ehre starb, ohne erniedrigt oder wie ein Hund auf die Straße geworfen zu werden.

Es vergingen einige Stunden und die Mutter kam nach Hause. Es bedurfte keiner Worte, das Bild sprach für sich selbst. Sie brach in Tränen aus und sagte mir: "Ich konnte mich nicht einmal von ihm verabschieden." In dem schwachen Abendlicht näherte ich mich ihr, umarmte sie und erzählte ihr leise über meine letzten Momente mit dem Großvater, und wie er in meinen Armen gestorben war. Zwischen ihren Tränen kam ein zartes Lächeln hervor und ich wusste, dass sie erleichtert war. Nach ihr kam mein Vater nach Hause. Als er die Atmosphäre des Hauses spürte und das Gesicht meiner Mutter sah, wandte er sich ganz zu ihr hin, umarmte sie, küsste sie und sagte ihr: "Du weißt, dass es so besser ist. Nicht wahr, meine Liebe?" Meine Mutter wusste es, ich wusste es. Alle wussten, dass es so besser war und dass dem Großvater der Schrecken der Aktionen und ein grausames Los, das ihn auf der Straße erwartete, erspart geblieben war.

Die Intimität dieses Momentes wurde durch die Nachricht unseres Vaters unterbrochen, der uns sagte, dass die Deutschen und die Ukrainer das Ghetto umstellt hatten. Sofort verstanden wir, dass es am nächsten Tag eine weitere Aktion geben würde, vor der wir uns alle fürchteten. Wäre der

Großvater nicht am Tag zuvor gestorben, so weiß ich heute, hätten wir innerhalb von 24 Stunden aus dem Ghetto fliehen können. Bekannte unseres Vaters hatten ein kleines Versteck vorbereitet, ein Ort, der uns vier alleine hätte aufnehmen können. Und sie wären bereit gewesen, uns zu helfen dorthin zu fliehen. Als unser Vater meiner Mutter sagte, dass wir innerhalb von 24 Stunden fliehen würden, schaute sie ihn an, wie beim letzten Mal und sagte ihm mit bestimmender Stille: "Ich kann den Großvater nicht alleine lassen. Besonders nicht jetzt, da die Großmutter nicht mehr da ist." Wieder gab mein Vater nach und wieder spüre ich hier den Lauf des Schicksals. Vielleicht, vielleicht wäre das Leben anders verlaufen. Wer weiß? Das Allerschwerste stand uns noch bevor, fruchtbar und grausam.

Wir gingen schlafen und wurden durch ein starkes Klopfen der jüdischen Polizei an unserer Tür und durch Stimmen aufgeweckt, die uns befahlen die Tür zu öffnen. Wir drängten uns eng aneinander. Was jetzt? Ich überlegte: was wollten sie wohl? Wen werden sie mitnehmen? Sie kamen um ein Ehepaar, das mit uns in der Wohnung lebte, mitzunehmen. Sie waren ein Ehepaar, welches ungefähr 70 Jahre alt war. Das Ehepaar wollte herausgehen, und meine Mutter kam zu ihnen, um sie zu begleiten und sich von ihnen zu verabschieden. Ich hörte wie meine Mutter zu ihnen sagte: "Wenn ich nur etwas machen könnte, damit ihr hier bleibt." Die Frau antwortete ihr:

"Machen sie sich keine Sorgen, Frau Holländer, wir werden uns ersticken, wir haben ein Gift und wir werden es mit uns mitnehmen. Wir werden durch unsere eigene Kraft sterben, und uns nicht abtransportieren lassen."

Ein letzter höflicher Abschied, und sie verschwanden. Ich weiß nicht, ob es ihnen gelang ihren Plan auszuführen, oder nicht. Ich weiß, dass ich zum ersten Mal in meinem jungen Leben mit der Idee Selbstmord zu begehen konfrontiert. Ich erschrak bei dem Gedanken an die Option, dass der Mensch sich das Leben selbst nehmen will. Wieder spürte ich in mir diese Ambivalenz. Vielleicht ist dies wirklich besser, als in den Händen der Deutschen zu sterben? Aber vielleicht waren sie nicht dem Tod geweiht? Vielleicht erwartete sie "nur" ein Leben mit schwerem Leid. Und der Krieg würde sicher einmal vorbei sein..... Verwirrt und müde durch die Ereignisse dieses Tages drängte ich mich an meine Mutter und schlief ein.

In der gleichen Nacht übermannte uns der Schlaf und eng aneinander gedrückt schliefen wir zu viert im gleichen Bett. Wir wollten nicht, dass dieses Zusammensein aufhörte.... . Aber die Sonne ging auf, der Morgen brach an und wir mussten uns auf einen beängstigenden und schweren Tag vorbereiten.

Das Datum war der 28. Oktober 1942. Noch einmal mussten wir rausgehen und draußen zu unseren Arbeitsorten gehen. Zu Hause bei uns war Irka, die Tochter unserer jüngsten Tante, die zwei Jahre jünger war als ich. Wir fürchteten uns davor, dass sie die Aktion nicht überstehen würde. Meine Mutter ging zu ihr, streichelte sie zärtlich und sprach zu ihr: "Irkusch, versteck dich hier unter dem Dach. Wir lassen dir Wasser und Essen hier. Geh auf keinen Fall, bevor wir zurück kommen, verstehst du?" Verängstigt bis auf den Tod sagte sie ja, kletterte auf das Dach, blieb dort sitzen und weinte still vor sich hin.

Mit schwerem Herzen gingen wir hinaus. Stenja und ich arbeiteten zusammen, und die Mutter arbeitete an einem anderen Ort. Als wir uns in Richtung unserer Arbeitsorte aufmachten, bat uns unsere Mutter, dass ich käme und mit ihr gehen würde. Sie sorgte sich um mich. Ich war ihr kleines Kind. Morgen für Morgen rief sie mich zu sich, um mich zu kämmen, nahm mich mit viel Liebe, legte mir die Zöpfe wie eine Krone auf den Kopf. Ich glaube auf diese Weise wollte sie dafür Sorgen, daß ich noch aussah wie ihr kleines Mädchen. Sie fürchtete, dass ich als Mädchen zu den Wehrlosen, Alten und den Kindern gehörte, die dem Tode geweiht waren. Sie wollte, dass ich bei ihr blieb. Irgendwie kam es ihr nicht in den Sinn, dass es ihr selbst bevorstehen könnte in den Tod geschickt zu werden, oder vielleicht glaubte sie, dass sie mich immer verteidigen konnte. Vielleicht wollte sie selbst entscheiden, was sie für mich machen konnte, wenn etwas geschehen würde.

Vielleicht wollte sie, dass ich mich beschützt fühlte, vielleicht vielleicht vielleicht.

Ich verließ Stenja und ging zu meiner Mutter, gab ihr die Hand und wir standen dort und warteten.

Es tat mir gut bei ihr zu sein. Der Morgen ging vorüber und die Mittagsstunden begannen. Die Befehle der Soldaten waren rund um zu hören, Es wimmelte von Soldaten mit Gewehren auf dem Platz. Wir hörten deutlich das Weinen derjenigen, die gingen, und nicht weniger die Schreie der Zurückgebliebenen. Diese Selektion brauchte unendlich viel Zeit und wurde mit ensetzlicher Langsamkeit ausgeführt. Schrecken und Ungewißheit erfüllten uns.

Plötzlich sah ich die kleine Irka wie eine Amokläuferin in Richtung des Platzes laufen wo die Deportierten standen. Wir riefen sie und fragten: "Was ist passiert? Was machst du hier? Warum bist du herausgekommen?" Weinend antwortete sie: "Die Deutschen kamen in das Haus und riefen, dass jeder, der sich versteckte herauskommen sollte, ansonsten würden sie ihn finden und ihn sofort töten." "Und haben sie gesucht?" fragten wir. "Nein, aber ich hatte Angst, dass sie zurückkommen würden." Meine Mutter streichelte sie und ich sagte Irka mit einem sicheren Ton: "Komm, Irka, bleib bei uns, was immer mit uns geschehen wird, wird auch dir geschehen." "Ich will nicht" sagte sie. "Ich habe Angst. Ich habe keinen Arbeitsausweis." Sie entfernte sich von uns und ging auf den Platz von dem die Menschen nicht zurückkehrten. Ich fragte meine Mutter: "Sie weiß sicher, dass dies das Ende ist, wie kommt es, dass sie Angst hatte im Haus zu bleiben, aber keine Angst hat dorthin zu gehen? Wie kommt es, dass sie keine Angst hat mit dem Transport zu gehen, während sie sich so sehr fürchtet bei uns zu bleiben?" Meine Mutter antwortete mir, während sie meine Schulter berührte: "Wer weiß, was in dem Kopf eines kleinen Mädchens vorgeht?" Ich habe mir gedacht, dass er der Irka vielleicht schwer war mit der Situation des Schreckens und des Wartens und des Mangels an Gewissheit zurechtzukommen. Vielleicht wollte sie mit Sicherheit wissen, dass dies das Ende war? Vielleicht hatte sie keine Kraft mehr? Meine Mutter hatte recht, als sie sagte: "Wer weiß, was in dem Kopf eines kleinen Mädchen vor sich geht?"

Die Zeit verging sehr langsam und wir beide standen da ohne zu wissen was geschehen würde, schweigend und verängstigt. Nichts rührte sich und nichts änderte sich. Meine Mutter wandte sich mir zu und sagte: "Laß uns irgendwohin gehen?" Ich fragte sie: "Wohin? Wohin können wir gehen?" "Laß uns uns retten." antwortete meine Mutter. Wieder fragte ich: "Aber wohin?" "Vielleicht fällt uns was ein?" Verängstigt antwortete ich: "Die Deutschen sind überall. Wohin können wir gehen? Was sollen wir tun?" Meine Mutter streichelte meinen Kopf und wir blieben stehen und warteten.

Die Selektion wurde von einem circa dreißigjährigen Deutschen durchgeführt. Gelangweilt stand er da und fühlte sich wie ein Gott auf der Erde. Er war es der über Leben und Tod entschied. Schließlich erreichten wir ihn: Eine vierzigjährige Frau die vor Furcht verging und ihre kleine Tochter, kaum ein Mädchen, kaum eine Jugendliche. Ein einziger Blick reichte ihm um uns zu trennen. Mit einer nervösen, schnellen Bewegung wies er meine Mutter an in eine Richtung zu gehen, während er mich in eine andere Richtung schickte. Mit verschrecktem Instinkt klammerte ich mich an meine Mutter und wollte mit ihr gehen. Der Deutsche zog eine Peitsch mit harten Enden aus der Tasche und schlug mich, brüllte mir auf Deutsch einige Befehle und Flüche zu und stieß mich damit ich seinem Befehl folgte. Meine Mutter hatte alles gesehen, verstand die Situation und was geschehen würde und gab mir mit ein klares Zeichen, damit ich dorthin gehen würde wohin ich geschickt worden war. Bevor ich die Situation deuten konnte, war meine Mutter aus meinem Blickfeld verschwunden. Die Striemen der Peitschenschläge schmerzten, ich war von dem heftigen Stoß verschreckt und gelähmt von den Befehlen und Flüchen und verängstigt von der Trennung. Sie war von mir genommen. Als hätte die Erde ihren Mund geöffnet und sie verschlungen. Es standen noch viele Menschen um mich herum und ich bemühte mich, sie noch einmal zu sehen. Mein Blick wanderte hinter ihr her. Jedoch umsonst. Hatte sie sich gebückt, damit ich nicht hinter ihr herlaufen würde? Ob sie sich beeilt hatte zu gehen, damit ich nicht versucht würde zu ihr zurückzukehren? War dies ihr letzter Versuch mich zu verteidigen? Falls es so war, hatte sie mir gewiesen, bis zum Ende des Lebens zu leben indem sie selbst in den Tod ging? War der Ausdruck "durch ihren Tod schaffte sie mir das Leben" für mich geschrieben worden?

Gelähmt, entsetzt und verstört blieb ich auf meinem Platz stehen ohne mich bewegen oder agieren zu können. Meine Füße konnten sich nicht bewegen und mein Kopf war ohne jegliche Gedanken oder Gefühle. Viele Menschen kamen an mir vorbei. Einige sagten mir: "Die Aktion ist vorbei." Andere riefen mir zu: "Kind, geh nach Hause, die Aktion ist vorbei." Und jemand anderes sagte mir: "Das ist nicht der Zeitpunkt um auf der Straße zu stehen. Geh nach Hause." Noch immer bewegte ich mich nicht von der Stelle. Ich weiß nicht wie und auch nicht wann ich meine Beine rieb und nach Hause ging. Der Leichnam meines Großvaters, der am Abend zuvor gestorben war war noch in der Wohnung. Ich ärgerte mich, war voller Enttäuschung, verängstigt stürzte ich mich auf sie und schrie: "Warum hast du deine geliebte Tochter nicht beschützt? Wie? Warum hast du dies zugelassen? Was wird jetzt mit uns geschehen?"

Ich stieß den ganzen Ärger der in mir war aus und wandte mich ab. Eine Wand fiel auf mich und trennte mich von der Welt. Die Hausbewohner hörten mein Schreien und näherten sich. Auch Stenia kam, aber mein Vater war noch nicht da. Alle fragten:

"Wo ist deine Mutter?"

"Was ist mit deiner Mutter passiert?"

"Gigsia, was ist mit unserer Mutter?"

Aufgrund des mächtigen Schocks, den ich erlitten hatte, kam von mir keine Antwort. Ich konnte kein Wort aus meinem Mund hervorbringen. Eine Flut and Fragen erfaßte mich, aber es gelang mir nicht mein Schweigen zu überwinden. Es ging noch einige Zeit vorüber und mein Vater kam ergraut, müde und erdrückt von den Lasten des Lebens nach Hause. Er blickte um sich, hörte die angespannte Stille, sah daß die Mutter nicht da war und verstand sofort nachdem er mich verschreckt, schweigend und zusammengekauert gesehen hatte. Er benötigte keine Worte. Keiner brauchte sie.

Auch wenn es so war, war es ihm wie es schien wichtig, zu wissen und zu hören, was geschehen war, vielleicht um die Dinge zu bekräftigen, vielleicht weil er das Schlimmste erwartete. Er legte seine beiden Arme auf meine Schulter, schüttelte mich hin und her und fragte mich wieder und wieder:

"Sag mir wo die Mutter ist? Wo ist die Mutter? Gigsia, wo ist die Mutter? Was ist mit Mutter geschehen?"

Weinend, elend und verloren gelang es mir nur ein paar Worte aus meinem Mund hervorzubringen: "Unbedingt wollte ich mit ihr mitgehen, Vater. Glaub mir, das wollte ich. Ich wollte sie nicht alleine lassen, nur mit ihr mitgehen..."

Mein Vater umarmte mich und ich wurde in seinem Arm ohnmächtig.

Viel Später erzählte uns das Dienstmädchen welches in unserem Haus arbeitete, daß sie gesehen hatte, wie der Transport das Ghetto verlassen hatte, und daß sie unter all den Menschen gesehen hatte, wie meine Mutter und Irka Hand in Hand gingen. Zumindest hatte Irka jemanden, mit dem sie gehen konnte und meine Mutter jemand Verwandten, mit dem sie gehen konnte, dachte ich mir, vielleicht auch um mir den Gedanken daran etwas zu erleichten. Auf diese Weise verschonte mich der Tod ein zweites Mal. In der ersten Zeit nach dem Verschwinden unserer Mutter versuchte mein Vater auf allen möglichen Wegen sie aufzufinden und ihren Spuren zu folgen um zu wissen, was für ein Schicksaal ihr bestellt war und wohin sie verschickt worden war. Er investierte sehr viel Geld um die Bahnangestellten und die Lokomotivführer zu bestechen, damit sie ihm einen Fetzen Information geben würden. Aber vergeblich. Als die Mutter in die Selektion kam, trug sie eine Strickjacke mit Knöpfen die mit Diamanten bedeckt waren. Mein Vater hoffte, daß es meiner Mutter gelingen würde mit Hilfe dieses Schatzes sich zu retten oder ihr Schicksaal zu wenden. Aber auch dies war eine Enttäuschung. Wir wußten nichts, und gleichzeitig wußten wir alles. Meine Mutter hatte man ermordet, sie war nicht mehr am Leben. Ihr Tod war ein schwerer Schlag für meinen Vater und etwas in seiner Lebenskraft erlosch.

Der große Verlust warf mich zu Bett, und lange Zeit lag ich zusammengeknäult mit hohen Fieber und starken Kopfschmerzen, ohne Appetit und völlig schwach in meinem Bett. Von diesem Tage an erfüllte sich meine Seele mit unerträglichen Schuldgefühlen. Ich fühlte mich schuldig, daß sie

gegangen war und nicht ich. Schuldig, weil sie vorgeschlagen hatte, daß wir gehen würden und ich ihr nicht gefolgt war. Schuldig, weil ich nichts getan hatte, um das Schicksaal abzuwenden. Schuldig, weil mir kein Plan eingefallen war, schuldig, weil ich nicht... nicht...nicht. Jahre lang plagten mich diese Schuldgefühle. Emotionen sind keine logische Angelegenheit und alle logischen Erklärungen, die ich mit versuchte hervorzubringen um mich von diesen bedrohlichen Gefühlen befreien, halfen nichts. Über viele Jahre hinweg was es mein lieber, professioneller und weiser Ehemann, der mir half, mit dieser Sache fertigzuwerden und mich von den Schuldgefühlen zu befreien und zu verstehen und zu verinnerlichen, daß ich nicht an ihrem Tod schuld bin.

Das Verschwinden meiner Mutter war für mich und die ganze Familie der erste große Verlust. Von diesem Tag an veränderte sich mein Leben, an dem meine Welt aufgehört hatte und die Mauer des Schutzes und der Liebe mit der sie mich umgeben hatte verschwand.

Die Kälte des Waisendaseins lag mir schwer auf der Seele und den Gefühlen. Ich widmete diesen Tag, den 28. Oktober dem Gedenken an sie und an Irka, meiner Kusine die umgekommen ist und der Erinnerung an all derer die mir lieb sind, aller Bekannten und aller Anderen. An diesem Tag zünde ich zum Gedenken an sie Kerzen an und halte meinen privaten Shoah-Gedenktag.

Zu dieser Zeit machte man im Ghetto schon keine medizinischen Diagnosen mehr um genauer herauszufinden, was der Ursprung einer Krankheit war. Meine Freunde und all meine Familie überließen es der Zeit, der Pflege und der Liebe die mich umgaben so wie auch der Widerstandskraft meiner Jugend, daß ihre zu tun. Meine Genesung dauerte sehr lange. Eines Tages als ich immer noch schwarz und zusammengekauert dalag, stand ich leise auf und ging mit Entschlossenheit zu dem Ort wo die Schere lag. Ich nahm sie in die Hand, erst die erste, und dann in die andere, wartete ein paar Augenblicke und dann begann ich mir mit kalten und mechanischen Bewegungen meine Haare zu schneiden. Kein Laut war um mich herum zu hören, außer der Schnitte und das Fallen der Haare auf die Erde. Noch ein Schnitt und noch ein Schnitt und beide Zöpfe, die meine Mutter so sehr geliebt hatte waren durch meine Hände für immer abgeschnitten worden. Ich habe meine beide Zöpfe sehr geliebt und ich wußte, daß meine Mutter wegen ihnen große Angst um mein Leben gehabt hatte. Wollte ich ein Opfer machen? Wegen des Todes meiner Mutter? Vielleicht wollte ich einfach nur erwachsener aussehen? Vielleicht wollte ich eine drastische Veränderung machen, die den Schnitt der durch mein Leben gegangen war zu symbolisieren? Vielleicht war dies ein Akt, der markierte, daß ich nun erwachsen war? Oder war es ein Opfer? Vielleicht war es eine grausame Abschiedsfeier? Bis zum heutigen Tag weiß ich es nicht genau. Ich erinnere mich an die tröstenden Worte, die mir mein Vater an einem der darauffolgenden Tage sagte, als ich mich schon ein bisschen besser fühlte.

Er umarmte mich und sagte:

“Zumindest Du und Stenia, ihr seid mir noch geblieben.”

“Zumindest sind wir noch zusammen.”

In diesen furchtbaren und schmerzhaften Tagen lernten wir an den Worten und Redeweisen unseres Vaters festzuhalten, die mir ein Lichtschein auf dem Weg zur Genesung waren.

Ich erholte mich von meiner Krankheit, war aber sehr verändert. Ich war erfüllt von dem Gefühl des Verlustes, der Verwaisung und des Mangels. Der Mangel schaltete etwas in mir aus. Ich war apatisch und fast ohne irgendeinen Kampfesgeist. Mein Glück war es, daß mein Vater die ganze Zeit hindurch bei mir war und daß auch Stenia mich die ganze Zeit hindurch ermutigte. Allein hätte ich garnichts gemacht und hätte das nicht aushalten können, war mir bevorstand.

Am 6. Dezember 1942 wurde beschlossen, daß das Ghetto in zwei Teile geteilt werden würde. Im Ghetto A wurden 3000 Bewohner die arbeitsfähig waren untergebracht, ins Ghetto B kamen diejenigen, die nicht arbeiten konnten. Zur gleichen Zeit wurde in Krakau eine Papierfabrik mit Papier und Schreibwarenprodukten eröffnet. Mein Vater der mit der Fabrik vertraut war, fing dort an zu arbeiten. Das ermöglichte ihm unseren Unterhalt und unsere Verpflegung sicherzustellen.

Mein Vater kam zu mir und zu Stenia und sagte uns selbstbewußt:

“Ihr beide kommt mit mir in die Fabrik um zu arbeiten. Wir werden und nicht trenne. Ich muß Euch jeden Moment sehen um zu wissen, was mit euch geschieht.” So war es.

Die Deutschen gingen zwischen den Häusern im Ghetto A entlang und überprüften, ob wir zur Arbeit gingen. Es gab keine Wahl. Trotz meiner Schwäche mußte ich zur Arbeit zurückkehren. Wenn es mir schlecht ging, ist jemand für mich eingesprungen und vervollständigte meine Arbeitsstunden, bis ich wieder stark genug war.

Mein Vater kannte einige Polen die mit ihm noch in der Zeit vor dem Krieg in Verbindung standen. Einigen von ihnen hatte er Gegenstände von uns entweder zum Verkauf angeboten oder in Verwahrung gegeben, damit sie uns in den schweren Zeiten der Entbehrungen helfen würden. Es gab auch solche, die wegen der Arbeit mit ihm in Verbindung waren, wegen seines hohen Standes in der Fabrik. All diese bat mein Vater, daß sie uns die Grundlebensmittel ins Ghetto bringen würden. Im Ghetto herrschte damals ein grausamer Hunger, aber wegen der Geistesgegenwart meines Vaters konnten wir genug Essen. Es war auch noch nicht der tötende Hunger unter dem wir später in den Lagern litten.

Die Tagen gingen vorrüber, der kalte Winter began und damit kam auch mein 15. Geburtstag. Die Kälte des Dezembers und das graue Wetter verstärkten in mir das Gefühl des Schmerzes, der Einsamkeit und der Verwaisung: Ohne Mutter, ohne Umarmung, ohne Segen, ohne Kuchen und ohne Kerzen, ohne Großvater und ohne Großmutter. Alle versuchten, mich zu ermutigen, aber nichts half mir diesen schweren Verlust und diesen Schmerz zu überwinden.

Unter diesen Bedingungen nach denen wir uns später noch in Plaschow und später in Birkenau zurücksehnen würden verging dann ein weiteres Jahr bis am 13. Dezember 1943 die Auflösung des Ghettos beschlossen wurde.

Die Auflösung des Ghettos

Von dieser Zeit an gingen Gerüchte im Ghetto herum, daß das Ghetto aufgelöst werden würde. Diese Gerüchte waren eine wirksame Art und Weise der Deutschen um dort gezielt Illusionen und Angst zu verbreiten. Gerüchte von grauenvollen Dingen kamen auch zu uns und ohne Unterlaß erzählte man von der Grausamkeit und dem Judentum, der von dem Obersten des Arbeitslager Plaschow verbreitet wurde. Dorthin wurden die Arbeitsfähigen geschickt. Er besuchte das Ghetto regelmäßig als wäre es eine "Walking Horror Picture Show." Herr Adam begleite ihn. Immer in Begleitung von zwei Hunden und einer angsteinjagenden Kohorte Deutscher, die ihm zu Diensten standen. Er hetzte die Hunde auf die Juden und wandte sich an seine Hunde wie an einen Herrn. Er befahl den Hunden, sich auf die "Hunde" zu stürzen. Mit den "Hunden" meinte er die Juden. All diese Gerüchte über seine grausamen Taten in Plaschow führten dazu daß jeder im Ghetto sich furchtbar ängstigte. Im Ghetto vermehrten sich Ausbruchs- und Versteckversuche. Die Menschen schmiedeten Pläne und prüften, was für Möglichkeiten sich ihnen boten. An unserem Vater ging all dies einfach vorbei. Er initiierte viel weniger und ließ sich von den Ereignissen leiten. Er konzentrierte sich vor allem darauf, auf Stenia und mich aufzupassen. Mit Stenia fühlte er sich leichter, denn sie war sehr aktiv, voller Unternehmungsgeist und Lebensfreude. Ähnlich wie er selbst und nach seinem Charakter. Mit mir ist ihm dies viel schwerer gefallen, denn ich war eher passiv und sehr gehorsam.

Am 13. März wachten wir an einem winterlichen Tag auf. Es war kalt und düster. Ein Lautsprecher verkündete Befehle und Anweisungen auf Deutsch, die uns alle anwies, zu unserem Arbeitsplatz zu gehen und einen Koffer, oder eine Tasche, oder ein Gepäckstück mitzunehmen, ein einziges Stück pro Person, um dort die elementarsten Habseligkeiten einzupacken, wie zum Beispiel Kleider, Decken, Lebensmittel und Waschzeug. Wir hatten zu Hause einen Käfig mit einem Kanarienvogel. Von Zeit zu Zeit haben wir ihn aus dem Käfig genommen und er flog in unserem Hause frei herum, setzte sich auf die Schulter von jemandem und am Abend wurde er zurück in den Käfig gesetzt. Vor dem Verlassen des Ghettos sagte uns unser Vater:

"Laßt uns ihn freilassen."

"Vielleicht wird er an der Freiheit Gefallen finden, die man uns weggenommen hat."

Der Vater öffnete den Käfig und ließ den Vogel hinausfliegen.

Sein Wegfliegen stach uns allen ins Herz und ich selbst war sehr eifersüchtig auf ihn. Ich wollte so gerne mit ihm fliegen und so wie er die Freiheit in vollen Zügen auskosten. Heute glaube ich, daß wir uns vielleicht geirrt haben. Natürlich war dies ein zahmer Vogel gewesen. Vielleicht ist er nach einiger Zeit wieder zurück nach Hause in den Käfig geflogen? Vielleicht hat jemand ihn gefunden und sich um ihn gekümmert? Oder vielleicht war sein Los am Ende genauso wie unseres? Wer weiß?

Es gab keine Zeit für solche Gedanken. Unser Vater ermutigte uns wegzugehen. Jeder einzelne von uns packte seine Tasche und wir gingen hinaus auf die vertraute Straße, die an diesem Tag noch fremder und kälter erschien als sonst. Von überall her kamen Menschen eilend auf die Straße die gerannt, und trugen ihr spärliches Bündel bei sich. Auch viele orthodoxe Juden waren darunter. Reihe um Reihe von uns allen, Menschen, grau und düsteren Antlitzes, wir füllten die Straßen und die Gassen. Auf all unseren Gesichtern lag ein Ausdruck der Unsicherheit die nicht wußte, was unser Schicksal war. Einige trugen sehr schweres Gepäck, andere eine Tasche. Es gab auch viele, deren Besitz ein Bündel aus Stoff war. An jedem Ärmel flatterte das viereckige Erkennungszeichen. Es war unmöglich es zu übersehen: Juden schritten von einem Greuel ins Nächste.

Die Lautsprecherdurchsagen befahlen den Erwachsenen loszugehen und ihre jüngeren Kinder zurückzulassen. "Um sie" so sagten die Deutschen, "werden wir uns später kümmern, denn es würde ihnen schwerfallen, so weit zu gehen." Die Mütter, die sich um das Los ihrer Kinder fürchteten, gaben ihnen Schlafpillen mit dem Namen "Lominal", die sie von dem berühmten

Apotheker und Gerechten unter den Völkern, dem menschlichen und fürsorglichen polnischen Apotekenbesitzer, Pankiewicz erhalten hatten. Schnell gab jede Mutter ihrem Säugling das Mittel und nachdem es eingeschlafen war steckte sie es mit viel Liebe und Sorgfalt in ihren Rucksack und hofften auf ein Wunder.

Bewaffnete Deutsche bewachten uns auf allen Seiten. Einige von ihnen hatten Verdacht auf den Inhalt der Rucksäcke geschöpft, die die jungen Frauen trugen. Sie packten sich je eine Frau vor und begannen den Inhalt ihrer Tasche zu untersuchen. Diese Barbaren nahmen ihre Bayonette und stachen damit in den Rucksack. Falls Blut daran klebte, zeigten sie dies der Mutter und befahlen ihr, den Rucksack zu öffnen und das Kind herauszunehmen, während ihre Gesichter voller Freude und Genuß waren, als hätten sie einen wertvollen Schatz gefunden.

Damit die Verzweiflung der Mutter noch größer würde und weil wir danebenstanden und zuschauten, befahlen die Deutschen der Mutter das blutende Kind auf dem Arm zu halten und erklärten ihr und uns brüllend und schreiend die Lehre, die sie uns mitteilen wollten: Was für eine Mutter läßt ihr Kind auf solch eine Weise sterben, anstatt auf es aufzupassen und den Anweisungen der Gesetze zu folgen. Es sei überaus wichtig den Anweisungen Folge zu leisten und wie unverschämt wir seien. Und dann töteten sie zuerst das Kind vor ihren eigenen verängstigten Augen und erst danach tötete man auch sie. Die grausamen, verzweifelten Schreie und der Schmerz erfüllten alle, bis das letzte der Babies gefunden wurde und man die letzte Mutter erschossen hatte. In diesem Moment wurde mir zuerst klar, bevor ich es in Worten ausdrücken konnte, welche Heldentaten die Mütter während der Shoah geleistet hatten. Was konnte eine Mutter damals schon tun? Wie konnte sie auf ihr Kind aufpassen? Wie konnte sie es verstecken und vor ihm die überaus furchtbare, unmenschliche Wahrheit die durch die Deutschen über uns kam verbergen?

Je mehr die Zeit vorrübertritt, dachte ich über diese und ähnlich grausame Ereignisse nach. Sie erweckten in mir das Gefühl, daß die Mutterschaft in dieser verfluchten Zeit ein Zeichen der Stärke und vorbildlicher seelischer Stärke war, ein Gedanke der mir etwas Erleichterung verschaffte.

Die Straße füllte sich mehr und mehr mit Menschen füllte und wir entfernten uns immer weiter von den Häusern.

Unter den ständigen Schreien und Befehlen der Deutschen gingen wir los. Der lauteste Ruf war: "Schnell, schnell!" Die Deutschen hatten einfach nur Freude daran, die "Überflüssigen" zu töten. Se

Ich war müde, erschlagen, erschöpft und verängstigt. Mein Koffer war schwer in meiner Hand und war nicht bequem. Ich nahm ihn immer wieder von einer Hand in die andere. Aber nie gelang es mir, das richtige Gleichgewicht zu finden.

"Schnell, schnell!" schrien die Deutschen.

Der Rhythmus in dem wir gingen wurde immer schneller und wir waren kurz davor zu rennen. Der Gedanke daran, daß ich entweder den Vater oder Stenia verlieren könnte, erlaubte mir keine Ruhe. Die ganze Zeit schaute ich nach Rechts und nach Links um sicherzustellen, daß sie immer noch bei mir waren, rannten oder stehenblieben und den Rhythmus hielten und daß ihnen nichts Schlimmes widerfahren würde. An diesem kalten Tag war der feuchte Schweiß, klebrig und unangenehm, rann mir auf die Stirn. Es war unmöglich stehenzubleiben und es gab keine Gelegenheit die Jacke leichterzumachen oder das Gesicht abzuwischen. "Schnell, schnell!!!"

Das Ziel war Plaschow, eines der Viertel Krakaus, indem man mit Hilfe der jüdischen Zwangsarbeiter ein großes Arbeitslager errichtet hatte. Um dieses Lager zu errichten, hatte man einen jüdischen Friedhof zerstört und die Wege waren mit den Trümmern der schönen alten Grabsteine gepflastert worden bis zu der Villa des bekannten und berüchtigten Lagerkommandanten. Die Bruchstücke der Grabsteine dienten auch als Fußbodenbelag in seinem Haus.

Am nächsten Tag wurde das Ghetto B aufgelöst. Ein Teil von dessen Bewohner wurde auf der Straße erschossen, während der große Rest mit dem "Transport" direkt in die Gaskammern nach Auschwitz-Birkenau geschickt wurde. Krakau war von allen seinen Juden "gereinigt".

Im Lager Plaschow

In den späten Abendstunden gelangten wir an das Ziel. Das Herzstück des Lagers war ein zentraler Platz, der sogenannte Appellplatz. Das Lager erstreckte sich in beide Richtungen entlang der Hauptstraße. In zwei Reihen hatte man Holzhütten errichtet, in denen wir wohnten, die Baracken. Zu ihnen wurden wir gebracht. Männer und Frauen wurden in verschiedenen Unterkünften untergebracht. Die Kinder, die trotz allem auf einem Lastwagen oder auf einem anderen Weg hergebracht worden waren wurden an einem anderen Ort untergebracht. Man schickte sie in einen Bereich der umzäunt war, das "Kinderhaus". Etwas später wurde uns bekannt, daß das Kinderhaus liebevoll von Pflegerinnen unter den Gefangenen geführt wurde, die sich extra hierfür hatten einteilen lassen.

Müde und erschlagen ging jeder einzelne still zu seinem Platz. In diesem Moment wurden wir von unserem Vater getrennt. Unsere kleine Gemeinschaft wurde auseinandergerissen und auch dieser letzte Halt wurde uns noch genommen. Entlang der Baracke, die grau und runtergekommen war gab es drei Ebenen mit Schlafpritschen. Wir kauerten uns zusammen und gingen schlafen. Ich fiel in einen tiefen Schlaf und wurde plötzlich durch das Tönen einer Sirene die am Morgen erschallte aufgeweckt. Später lernte ich, daß zwei jüdische Trompeter, die Brüder Rosner, ihre Trompete jeden Morgen um fünf Uhr spielen mußten. Wir mußten aus unseren Betten springen und innerhalb von einer Viertelstunde vor unserer Baracke stehen und von dort aus in Fünfergruppen zum Appellplatz gehen. Jeder Baracke war ein Barackenältester zugeteilt. Er war zuständig für die Ausführung jeder einzelnen Maßnahme. Man brachte uns auf den Appellplatz um uns zu zählen. Auch hier, wie im Ghetto gab es zwei Schichten von je zwölf Stunden Arbeit: Von sieben in der Früh bis sieben am Abend oder von sieben am Abend bis um sieben am Morgen. Zu Beginn jeder Schicht und am Ende einer jeden Schicht zählte man uns um sicherzustellen, daß keiner von uns geflüchtet war.

Das Grauenhafte an diesem Ort und der besondere Höhepunkt davon war der Lagerkommandant, das Monster und der Sadist Amon Göth. Die Kunde von seiner Gewaltätigkeit, seiner Grausamkeit und seiner Mordlust hatten wir schon alle noch im Ghetto gehört. In seinen Augen hatte das Leben eines Menschen keine Bedeutung und schon garnicht das Leben eines Juden. "Es spielt kein Rolle wenn man einen Juden tötet." sagte er. "Was wichtig ist, ist daß man sicherstellt, daß man hinterher bei der Zählung genau weiß, daß jemand fehlt. Der Morgen von Göth begann damit, daß er noch bevor er sein Frühstück aß, ein paar Juden "umlegen" mußte. "Ich habe keinen Appetitt" sagte er, bis ich nicht zwei bis drei Juden am Morgen umgelegt habe." Er liebte diese Worte sehr und genoß es jedes Mal, wenn er sie in den Mund nahm. Manchmal sagte er dies auch auf andere Weise: "Der gesunde Geschmack kommt mir erst, nachdem ich einige Juden umgelegt habe." Nachdem er sein Frühstück gegessen hatte, ging Göth gewöhnlich im Lager herum um die verschiedenen Fabriken zu inspizieren. Von seiner Laune am Morgen hing für uns unser Überleben oder plötzliche Rettung, oder der Tod durch einen grausamen Mord ab.

In Plaschow hatte man eine Fabrik für Papier für den Bedarf des dritten Reiches errichtet um den Kriegshergang zu unterstützen. So wie auch im Ghetto ging mein Vater um dort zu arbeiten und Stenia und ich gingen mit ihm. In jeder Fabrik gab es einen verantwortlichen Juden, der "Judenrat" genannt wurde und der dem Befehl der Deutschen unterstand. An einem Tag, als ich noch mit meiner Arbeit beschäftigt war, wagte ich nicht den Kopf zu erheben und ruhte mich keinen Augenblick lang aus. Ich spürte eine Art elektrischen Strom von Bedrängnis und Angst, der die ganze Fabrikhalle durchströmte. Voller Angst versteckte ich mich auf meinem Platz. Ich wußte es, das "Monster" war hier. Er ging mit seiner Begleitung durch die gesammte Fabrikhalle, wandte sich an den Verantwortlichen und fragte: "Ist alles in Ordnung?"

Ich weiß nicht, was ihm der Verantwortliche antwortete und es ist auch nicht wirklich wichtig. An diesem Tag war die Laune von Göth scheinbar nicht gut, oder vielleicht war in ihm der Trieb wieder ein bischen zu töten erwacht, wer weiß? Wir beeilten uns, unsere Arbeit zu Ende zu bringen und in

die Mitte der Fabrikhalle zu kommen. Mit schweren zitternden Beinen wie wenn das Blut in meinem Körper und meinem Gesicht erstarrt wäre stand ich da. Angst erfüllte mein Herz: Wer würde heute das Opfer sein? Am wenigsten fürchtete ich mich um mich selbst. Auch um meine Schwester sorgte ich mich nicht besonders. Ich fürchtete mich nur, daß er meinen Vater auswählen würde und hoffte nur, daß ihm nichts geschehen würde. Das Opfer wurde ausgewählt und unser Los war bekannt. Im besten Fall Schläge, im schlimmsten Falle aufhängen.

Die Prügelstrafe wurde in aller Öffentlichkeit vor der Menge auf dem Platz ausgeteilt. Mit kühlem und kurzem Befehl, begleitet von einer demütigenden Handbewegung wurde dem Opfer die Anweisung gegeben, seine Hose vor allen herunterzuziehen. Ich wollte ihn nicht beschämen. Es fiel mir schwer hinzuschauen, und ich schloß meine Augen. Wie ich machten es auch die anderen. Der Mensch wurde auf den Tisch gesetzt, Göth nahm eine Peitsche aus seinem Gürtel, gab sie einem seiner Begleiter und befahl ihm, die Schläge, die er ihm befohlen hatte, nicht weniger als 20, manchmal sogar mehr, auszuteilen. Er sah um sich, schaute in unsere Richtung, und schrie: "Wer nicht hinsieht, der ist der Nächste an der Reihe. Schnell, hebt eure Köpfe und schaut hin!" Wir wagten es nicht diesen Befehl zu verweigern. Ich erhob meine Augen und schaute auf das Opfer. Die brutale Vorstellung fing an: Die Peitschenschläge hinterließen blutige Striemen. Jeder Schlag rieß die Haut und die Seele des Menschen weiter auf. Währenddessen wurde auf Deutsch gezählt: "Eins, zwei, drei, vier, ..." bis die Strafe zu Ende war. Blut rann von den Enden der Peitsche. Dem Menschen wurde befohlen von dem Tisch aufzustehen, sich zu verbeugen und seinen Schlägern auf Deutsch zu danken. Nur dann war es ihm und uns erlaubt, zur Arbeit zurückzukehren.

Eines Morgens beim Abzählen wurde klar, daß ein junger Mann, ein Klassenkamerad von Stenia, geflohen war. Die schwere Strafe kam sofort: Man befahl dem Judenrat eine List mit 200-300 jüdischen Namen zusammenzustellen, die zum töten ausgesondert werden sollten. Die Auswahl der Todesopfer war eine schwer erfüllbare Aufgabe. Das grausame Gebot wurde am gleichen Tag vollzogen, und das Leben von jüngeren wurde dem Leben der Erwachsenen und Alten vorgezogen. Man dachte, die Jüngeren könnten diese Zeit des Entbehrens und der Bedrängnis vielleicht besser überleben. Mit kalter und schmerzhafter Logik wurde unter Erwachsenen und Alten in Selektionen ausgewählt. Wir alle die wir großgezogen worden waren, Mutter und Vater zu ehren, weil man durch sie aufgerichtet wird, kannten unsere Seele vor lauter Verzweiflung, Schmerz und Verwirrung nicht.

Die Denkweise die uns die Deutschen uns auferlegten war nicht menschlich. Man kann denjenigen nicht beneiden, der die Listen erstellen musste und durch dessen Hand das schmerzhaftes Todesurteil über die Menschen seines eigenen Volkes erstreckt werden würde.

In unserer Fabrik gab es eine Abteilung alter Leute, 70, 60 und 50 jährige, die einfachere Arbeiten ausführten; sie stanzen zum Beispiel Schablonen aus und klebten sie zusammen. In der Nachtschicht, in der ich an dem Tag arbeitete kam der Judenrat und holte ein paar der Opfer ab. Sie verließen die Abteilung der älteren Menschen, nannten ihren Namen, nahmen die Kartons aus der Hand und begaben sich ehrenvoll in die Reihe der Menschen die weggebracht werden sollten. Ihre Blicke waren gesenkt und grauenvolle Angst erfüllte ihre Körper. Der Ausdruck der Verstörung und des Loses, welches auf sie gefallen war bedrückten mich. Ich fühlte in meinem ganzen Körper und in allen meinen Knochen die Katastrophe, die ihnen und ihren Nächsten bevorstand. Ohne es zu wollen kehrte am selben Tag der Schmerz über Mutter zurück. Auch sie hatte ihr Los wie diese Menschen auf sich genommen. Einsamkeit, Angst und Verlust überkamen mich wieder. Und wieder erinnerte ich mich an die Handbewegung mit der sie mich von sich weg ins Leben schickte. Als sie nur an mich dachte und nicht an sich selbst. Ich erinnerte mich daran, wie leer und verängstigt ich damals war, als sie von mir verschwunden war. Meine Mutter sah ich diesem Moment an nicht mehr. Aber es schien als ob diese Menschen die jünger oder älter zu ihrem Los gingen, das man mir nicht auferlegte. Und so verlor ich die Bitterkeit über den Gedanken was ihr wohl gerade in diesem

Moment passiert. Das Grauen dieses Ereignisses und die Last meiner schweren Gefühle zerbrachen mich fast und ich fühlte mich als ob ich ganz auseinanderbrechen würde. Ich mußte mich festhalten um nicht umzufallen, auch wenn ich nicht wollte. Und ich konnte das Weinen nicht anhalten und den Schmerz der mich erfaßte und quälte nicht stoppen. Alles drehte sich um mich wie in einem furchtbaren Schwindel und ich war nah daran, umzufallen und das Bewußtsein zu verlieren. Die Anweisung zur Arbeit zurückzukehren weckten mich auf und brachten mich wie ein scharfes Schwert zurück in das bittere Leben.

Ich kenne den Mann der geflohen war und seine Verwandten bis heute. Ich weiß, daß seine Entscheidung zu fliehen ihm das Leben gerettet hat. Daß sein Weg erfolgreich war, daß er eine Familie gründete, und daß er das Beste aus dem Unglück machte. Sein Leben brachte Erfolge und Niederlagen. Er wurde nicht nur gerettet, sondern auch das Lebensgefühl der Flucht und des Zweifels erfüllten ihn. Aber immer wenn ich ihn sah, schloß ich die Augen um seinen Blick nicht zu treffen. Etwas in mir ist gebrochen. Seine Person alleine erfüllt mich mit grauenvollen Gedanken an diejenigen, die in den Tod gegangen sind. Ihr Abschied erhält in mir. Ich erlebe immer wieder ihr Fortgehen und ihre Verwandten und höre die verzweifelten Schreie, die mich mit Weinen und Trauer erfüllen. Ein weiteres Mal wurde mit bewußt, wie sehr alles im Leben relativ ist, wie schwer und unmöglich es ist ein festes und genaues Urteil zu fällen. War es richtig von denjenigen die flohen, daß sie wegliefen? Sie wußten von der Strafe, die den anderen bei jeder Flucht bevorstand. Wäre auch ich geflohen? Ist es sicher, daß der der flieht auch überlebt? Muß man in diesem Fall Verantwortung füreinander tragen? Vielleicht nicht? Vielleicht nicht um jeden Preis und für jeden Vorteil? Was ist wirklich die Heiligkeit des Lebens? Sehr viele Fragen, aber Antworten darauf gibt es nicht.

Auch in Plaschow hörten die Aktionen nicht auf. Eines Tages kamen sie zu uns in die Fabrik und begannen in Eile und ohne jegliche Liste Menschen zusammenzusammeln. Es gab eine bestimmte Anzahl an Menschen die man aus jeder Fabrik zusammenstellen mußte. Mein Vater eilte zu mir und schmiß mich in eine der großen Papierrollen, die an der Seite standen. "Komm nicht heraus und laß keinen Laut von dir." wies er mich an und verschwand schnell von der Stelle. Ich schmiegte mich an das Rad und hörte die Befehle die über die Köpfe der Menschen ertönten: Die verzweifelten Schreie der Ausgewählten und ihr Betteln um Befreiung, und auch den Zwang. Die Angst war lähmend. Ich verließ mich darauf, daß Stenia wußte wie man sich versteckt und ich wollte mich auch darauf verlassen, daß der Vater für die Arbeit in der Fabrik notwendig war und das man ihn deswegen nicht mitnehmen würde.

In der Fabrik waren zwei Schwestern: Hila und Hanka Carmel. Diese zwei Frauen waren begabte Schriftstellerinnen und Sängerinnen. Beide führte man in der gleichen Runde ab. Bis zum heutigen Tage erhält in mir das herzerreißende Schreien von Hanake nach ihrem Mann, als sie von dem Ort weggerufen wurde: "Leschek, Leschek..."

Ich weiß nicht ob ich ihre Schreie noch höre oder nicht, aber lange Zeit konnte ich mich nicht von ihnen befreien. Ich erinnere mich an ein Lied, daß Hila auf ein Stück gebrauchtes Papier schrieb, welches sie bei uns in der Fabrik fand. Das Lied handelte von einen Zug. Sie fand ein besonderes Wort für den Zug. Einen Vers der ihn wie eine furchtbare Wirklichkeit, furchtbarer als den Tod, schlimmer als das Grauen, schlimmer als Angst und Verzweiflung beschrieb. Die Räder des Zuges waren wie eine Peitsche, das Pfeiffen an den Stationen, die Aufgänge, die man hochgeht und die Stufen, die man hinuntergeht, wie auf eine bedrängende und bedrohlich Lebensreise.

Hanna und Hila traten nun genau so eine Reise in genau so einem grauenhaften Zug an wie sie es in dem Lied beschrieben hatten. Nach einigen Tagen wurde uns mitgeteilt, daß sie nicht in den Tod, sondern in ein anderes Lager geschickt worden waren, wo sie mit der Herstellung von Sprengstoff beschäftigt wurden. Nach der Ankunft der Russen an Tschestochowa wollten die

Deutschen verhindern, daß ihnen von ihren Taten ein lebendiges Zeugnis in die Hände fiel. Sie zwangen die Gefangenen zu dem bekannten und berüchtigten Todesmarsch. Während einer der Nächte, als wir am Boden neben der Hauptstraße schliefen, kam ein deutscher Panzer vorbei und zog die zwei mit sich. Sie sollten auf der Stelle umgebracht werden. Hila fiel nieder und Chanka verlor ein Bein und so fanden die Russen sie bei Tageslicht. Voller Blut und schwer verwundet. Sie wurden in ein Krankenhaus geschickt und überlebten. Chanka und Leschek trafen sich nach dem Krieg. Es wurden ihnen zwei Kinder geboren und sie lebten in New York. Hila hatte keine Kinder. Sie zog nach Amerika und machte eine große Karriere in der akademischen Welt. Alle Schriften der beiden Schwestern wurden nach dem Krieg in Deutschland veröffentlicht.

Zusammen mit uns arbeite auch eine Familie mit drei Kindern. Zu Beginn der Jagd nach dem Mann versteckten sie die Kleine und befahlen ihr sich nicht zu bewegen und nicht herauszukommen, bis alles vorüber sei. Alles vorbei war und alle die zurückgeblieben sind etwas erleichtert waren, ging die kleine Laluscha aus ihrem Versteck heraus. Sie schaute um sich herum und begann bitterlich zu weinen. Mein Vater ging zu ihr hin und fragte: "Mein Kind, warum weinst Du?" Verzweifelt sagte sie ihm: "Ich bin ganz allein. Man hat mir meine beiden Schwestern genommen. Und ich weiß nicht, was ich machen soll." Unser Vater nahm sie in den Arm und sagte ihr: "Du bist nicht alleine. Du bist bei uns. Du wirst jetzt bei Stenia und Gsisa bleiben. Wir pasen auf dich auf. Du wirst jetzt mein drittes Kind sein." Laluscha war ungefähr ein Jahr jünger als ich. Sie sah sehr dünn und klein aus. Langsam beruhigte sie sich. Ich gab ihr die Hand, strich ihr die Tränen weg und von diesem Tag an paßten wir auf sie auf. Stenia, Vater und ich gaben auf sie acht wie auf unseren Augapfel. Am Ende des Krieges fand Laluscha ihre Schwestern, ging zu ihnen und lebte weiter. Eine enge Verbundenheit zu ihr ist über all die Jahre erhalten geblieben.

Im Lager herrschte großes Leid. Das Leid derer die gingen und derer die geblieben waren. Das Leid der auseinandergerissenen und zerstörten Familien, Waisen, Witwern und Witwen. Das grauenvolle tagtägliche Leben des Lagers erlaubte uns nicht, uns mit unserem Leid auseinanderzusetzen und es zu verarbeiten. Wir waren damit beschäftigt den Tag zu überleben und das was kommen würde.

Besitz oder Geld hatten wir in Plaschow schon nicht mehr. Mein Vater gab jeder von uns einen Ring aus Diamanten, der uns in einer schwierigen Situation beistehen sollte. Ich hatte noch einen weiteren Ring mit einem Kamee mit einer großen Kappe, den ich niemals vom Finger runternahm.

Im April 1940 hatte ich eine Blinddarmentzündung. Zu der Zeit gab es in Krakau noch ein jüdisches Krankenhaus. Dorthin wurde ich gebracht und operiert. Ich wurde mit einer Narkose betäubt. Meine Mutter wich nicht von meinem Bett. Ich erinnere mich wie ich ihr sagte. "Mutter, ich erstickte." Sie legte ihre Hand auf meine Stirn und ich schlief ein. Wenig später wachte ich mit schweren Schmerzen auf und hörte nicht auf zu weinen. Meine Mutter drückte meine Hand, nahm den Ring von ihrem Fingern und sagte mit einem weichen Lächeln. "Nicht wahr, Gigusch, stimmt es nicht, daß du diesen Ring gerne hast?" Und ohne auf meine Antwort zu warten steckte sie ihn zärtlich auf meinen Finger und sagte: "Das ist ein Ring für große Menschen. Ein Ring mit Liebe und Kraft. Ich schenke ihn dir, wenn du groß bist. Du wirst bald groß sein und sehr schnell wieder gesund sein." Ich war sehr erfreut, und war stolz ihn zu tragen. Die Zeit, meine Jugend, der Ring und die Liebe meiner Mutter trugen das ihre dazu bei. Sehr schnell bin ich wieder gesund geworden und kam zurück nach Hause. Der Ring blieb bei mir. Meine Mutter wollte ihn nicht zurück haben und ich habe ihn nicht freiwillig zurückgegeben.

In den schweren Tagen in Plaschow wurde uns befohlen, all unseren Schmuck und unsere Armbanduhren abzugeben. Ich hatte kein Problem damit den Diamantenring, den ich hatte abzugeben. Aber von dem Ring mit dem Kameestein konnte ich mich nicht trennen. Schüchtern und zurückhaltend entschied ich mich, den Kameestein nicht herzugeben. Etwas Zeit war noch übrig um

zu handeln und so entschloß ich mich zu versuchen, den guten Stein von dem Ring runterzunehmen. Ich drückte ihn nach links und nach rechts, nach hinten und nach vorne und der Kameestein ließ sich lösen. Auf dem Bett in dem ich schlief war ein bisschen Essen. Brot und ein kleines Stück Margarine. Ich hab den Kameestein in die Margarine gedrückt und dann rannte ich mit dem Kristallring und dem leeren Ring und überreichte sie wie es verlangt war. Ich war voller Freude über das, was ich erreicht hatte.

Als der Abend angefangen hatte und als es uns erlaubt war, zur Baracke zurückzukehren rannte ich direkt zu meinem Bett um die Margarine zu nehmen und aus ihr den Kameestein herauszunehmen. Ich kam dort an, und die Margarine war schon nicht mehr da!! Jemand hatte mir das Essen und die Margarine gestohlen. Enttäuscht und mit Entsetzen schaute ich auf die leere Fläche und ein schwerer Schmerz überkam mich. Ich begann zu weinen und konnte nicht aufhören. Seit man mir meine Mutter genommen hatte, hatte ich nicht so geweint. Ich fühlte mich als ob ich schon wieder von ihr getrennt worden wäre. Als wäre sie ein zweites Mal von mir genommen und ich war verlassen und verwaist zurückgeblieben. Es mag vielleicht merkwürdig erscheinen, daß eine Trennung von einem Gegenstand genauso schwer war wie die Trennung von einem Menschen der doch nicht zu dem Gegenstand gehört. Aber so habe ich es in diesem Moment wahrgenommen. Der Ring war etwas von meiner Mutter und von mir. Eine starke Liebe verband uns mit diesem Gegenstand und so trug dieser Gegenstand das Gefühl des Dazugehörens und dieses Gefühl wurde in diesem Moment zerstört. Als wir nach dem Krieg unser Dienstmädchen in Polen besuchten, zeigte sie mir mir und Stenia eine Bluse meiner Mutter, die bei ihr geblieben war. Ich nahm diese Bluse und bis zum heutigen Tag ist sie bei mir. Zwar ist sie schon ein bisschen ausgewaschen und gealtert aber sie gibt mir das Gefühl des Fortbestandes und der Verbindung.

Am zehnten Dezember 1943 wurde ich sechzehn. Es war schon der zweite Geburtstag ohne meine Mutter und ohne all das, wonach ich mich so sehr sehnte: Verwöhnt zu werden, Zärtlichkeit, Liebe, Segen und vor allem ...meine Mutter. Am selben Tag feierte ich garnicht, ich hatte Schmerzen und fand kein Erbarmen und keine Ruhe. Das Durcheinander der Aktionen und der Strafmaßnahmen wurde immer schlimmer und die teuflischen Einfälle von Amon Göth nahmen kein Ende. Er beschloß, daß es sich nicht lohnen würde, die Juden durch Erschießung zu töten. Das sei ein Tod, der viel zu leicht sei. Er wies uns an, daß er bestimmt hatte, daß jeder Jude, der bestraft würde, in der Öffentlichkeit auf dem Zentralplatz aufgehängt werden sollte. Bei einer dieser Maßnahmen an dem Arbeitsplatz nahm Göth einen jungen Mann, der vielleicht 15 oder 16 Jahre alt war aus meiner Schule und der während der Arbeit das russische Lied "Tschupschik"⁷ summte. Göth stürzte sich mit einem furchtbaren Satz auf ihn und brüllte: "Verfluchter Kommunist. Ich hasse Kommunisten. Man sollte alle Kommunisten umbringen. Ich hänge sie auf." Seine Begleiter beeilten sich, den jungen Mann einzufangen und zogen ihn zum Galgen. Die grausame Veranstaltung fand nicht statt, bevor nicht alle versammelt waren um zu zuschauen. Die SS Frauen bewachten uns, damit wir unsere Blicke nicht abwandten. Einjeder, der seinen Blick abwandte oder seine Augen schloß, erhielt furchtbare, brutale Schläge von denselben sadistischen Frauen. Ich spürte sie, wie sie uns mit ihren Blicken verfolgten, ohne Unterlaß wie Adler, die über ihr Aß kreisen. Tiefes Schweigen und Schmerz herrschte auf dem Platz. Der Junge wurde auf den Galgen gestellt und aufgehängt ...doch das Seil riß. Ohne zu zögern, etwas unruhig, befahl der Oberst, das man ihn ein zweites Mal aufhängen sollte. Es gibt ein internationales Gesetz, welches besagt, daß im in dem Fall in dem das Seil reißt, das Opfer am Leben lassen soll. Aber wir, die Juden, standen außerhalb eines jeglichen Gesetzes, jeder Rechtsprechung und jeder Norm. Der Kopf des Jungen erschien wieder oben auf dem Galgen und noch einmal ist das Seil gerissen und das Aufhängen mißlangte. Der Junge bettelte um sein Leben und versprach, daß er dies nie wieder tun würde. Wir sahen wie Göth mit hin und hergerissenen Herz zum Galgen kam und hörten, wie er mit kalter, haßerfüllter, stechender und grausamer Stimme brüllte: "Wenn dies ein drittes Mal geschehen sollte, dann werde ich dich mit meinen eigenen Händen aufhängen." Ein drittes Mal geschah es aber nicht. Ich schaute diese grausame Vorstellung an und erstarrte am ganzen Körper. Ich hörte die Schreie des Jungen und

⁷ Jiddisch, wörtl.: "Ausstülpung, Überstand". Name eines Liedes von Villy Tokarev. (Anmerk. d. Übers.)

identifizierte mich mit meiner ganzen Seele mit ihm. Er war jung und schön und hatte sein ganzes Leben vor sich. Er wollte unbedingt leben, und ich auch. Es verletzte tief in der Seele und verschreckte mich den grausamen Tod durch Aufhängen mitansehen zu müssen.

Am nächsten Tag wurden wir wieder zum Appellplatz gerufen. Wieder versammelte man die Gefangenen um sie öffentlich einzuteilen. Wir wußten nicht, wen sie dieses Mal holen würden. Manchmal war es eine Frau und manchmal ein Mann. Es gab nie eine Regel, ein Gesetz oder eine Ordnung in diesen Angelegenheiten. Die Unsicherheit war aus der Sicht der Deutschen und aus der Sicht des Monsters der ganze Kern der Sache. Dieses Mal sahen wir, daß sie Männer auswählten. Ich stand dort verängstigt und besorgt, daß das Los auf meinen Vater fallen würde. Ich dachte an all die Scham, die Erniedrigung und an den Schmerz. Wenn man an jemanden der einem nahe steht denkt erhebt es einen. Zu meiner Freude wurde mein Vater, den ich sehr mochte nicht gewählt. Aber man wählte den Vater von meiner Freundin. Ich sah, wie sie diese Inszenierung mit versteinerten, weinenden Augen und mit Verzweiflung und Angst mit ansehen mußte. Ich dachte daran, was sie fühlte und was in ihr vorging als ihr Vater solch eine öffentliche Erniedrigung aushalten mußte. Was spürt, eine Tochter, wenn man ihren Vater zwingt, seine Hose runterzunehmen? Was spürt sie bei jedem Schlag und jedem Stoß der auf seinen Körper aufprallt? Ich näherte mich ihr und spürte ihren Schmerz und auch den meinen und auch den allgemeinen Schmerz von uns allen.

Im Mai machte man wieder eine Selektion. Dieses Mal befahl man uns, herauszukommen und uns nackt auszuziehen, so wie am Tag unserer Geburt. Eine solche Naktselektion hielt man auch bei den Männern ab. Draußen vor der Baracke an einem Tisch der zwischen den Baracken stand, saß ein deutscher Arzt, der zu diesem Zweck aus Auschwitz hergekommen war. Bei ihm waren noch ein paar weitere Männer und der Judenrat. Einer nach dem Anderen kam an ihm vorbei. Er wies jede einzelne bei der er etwas Auffälliges sah an, mit seinem Stock beiseite zu gehen. Ihr Name wurde dann auf eine Liste geschrieben. Wir wußten nicht, was der Grund für diese Art von Selektion war. Man verkündete, daß man die Essensrationen vergrößern würde, weil die Russen sich näherten und die Deutschen nicht wollten, daß die Russen diejenigen sehen würden, die so schlecht aussehen. Unter uns wußten wir, daß dieses Gerücht eine Lüge war. Die Deutschen wußten, wie sie uns verwirren und unsere Herzen aufwühlen konnten. Illusionen brachten ihnen Ruhe und die Möglichkeit, das mit uns zu machen, was sie wollten. Etwas später verstanden wir, daß diese Nacktheit es den Deutschen ermöglichte, das gesamte Körperbild von jedem einzelnen zu sehen. Die Gesichter konnten die Erwachsenen unter uns irgendwie noch verstellen, sie nahmen Luft in die Backen, malten sie an und rieben sie etwas. Aber der Körper eines Erwachsenen, der schon ein paar Kinder auf die Welt gebracht hatte und der schon eingefallen war und viel gearbeitet hatte, kann nicht lügen. Die Zeichen der Krankheit, des Alters und des Alterns zeugten über den Zustand und es war leicht am Körper seine Zeichen zu sehen: des Zerfalles, der Hautkrankheiten, Aussatz und Verwachsungen.

Mein Name und auch die Namen derer die mit mir in der Reihe standen wurden nicht auf die Liste geschrieben. Ich wunderte mich darüber, was die Tatsache, daß sie meinen Namen nicht aufgelistet hatten, war. Aber der Lauf der Dinge und das schwere Leid gaben mir nicht viel Zeit, mich weiterhin damit zu beschäftigen und vielleicht war es auch der Wille die persönliche Last zu verdrängen und so die Angst zu verringern, die jede einzelne Selektion begleitete. Nach einer Woche wurden wir nochmal auf den Appellplatz gerufen und man begann, alle die Menschen aufzurufen, deren Namen bei der Naktselektion aufgeschrieben worden waren. Die Liste wurde bis zum Ende vorgelesen, aber trotzdem sagte man uns nicht, daß wir wieder weggehen konnten. Plötzlich sahen wir, daß man die Kinder aus dem Kinderhaus, wo sie waren, herausnahm, und ihre Pfleger die sich um sie kümmerten mit ihnen an einen Ort gingen, wo die Erwachsenen sich sammelten. Stille und Schrecken überkam die Menge sofort. Sofort daraufhin waren alle voller Schrecken und Verzweiflung und von Bitterkeit und ich brach in ein herzzerbrechendes Weinen aus. Der Anblick der Kinder die in Ruhe und geordnet vorbeizogen erschütterte mich. Sorge, Trauer und Ensetzen

brachen die Last des Leidens und die Disziplin von jedem einzelnen von uns. Der Appellplatz war erfüllt mit Stimmen und Schreien des Schreckens, der Erschütterung. Männer und Frauen die da standen, fielen bewußtlos um und sie konnten nicht aufhören zu Schreien. Als sie diese Herzausbrüche hörten, begannen die Deutschen auszurasen, sie schrien und schlugen um sich. Nichts half. Das Weinen wurde immer schlimmer und immer stärker. Um diesen Ausdruck des Schmerzes zu ersticken und vielleicht auch um den Schmerz noch etwas zu vergrößern, schalteten die Deutschen die Lautsprecher an. Und dann ließen sie durch sie bekannte Wiegenlieder die wir liebten, und die im warmen zu Hause die Mütter ihren kleinen Kindern vor dem Einschlafen zu singen pflegten.

Mit abscheulicher Grausamkeit benutzten die Deutschen diese herzerwärmende Musik, um uns noch mehr Leid aufzubürden. Und so hörte der Schmerz nicht auf und das Weinen wurde immer schlimmer als wir diese Lieder hören mußten. Neben mir stand eine erwachsene Frau. Ich schaute sie an und sagte ihr, als sie mir die Tränen wegwischte: "Wie kann man uns diese Lieder hören lassen?" Und sie antwortete mir: "Diese Wesen sind auch in der Lage hier ein Gloria oder ein Halleluja zu spielen. Es gibt nichts, was sie nicht auch noch machen würden." Es gibt Wiegenlieder, die ich bis zum heutigen Tag nicht hören kann, denn sie erinnern mich an diese grausamen Momente auf dem Appellplatz.

Ein kleiner Junge der die Realität richtig eingeschätzt hatte, sprang in ein stinkendes Abflußbecken der Toiletten. Dort versteckte er sich einige gute Stunden. Dann kam er aus seinem Versteck hervor und lief direkt in die Arme seiner Mutter. Er kam völlig verdreckt und voller Gestank und verbreitete einen furchtbaren Geruch. Aber keine einzige der Frauen in der Baracke war entsetzt von seinem Anblick und seinem Gestank. Alle standen dort überrascht und waren erschüttert dieses Wunder zu sehen, daß er dort hervorgekommen war. Und wir begannen zu weinen, aber diesmal aus Gerührtheit und Freude. Ein Teil der Frauen ging sofort zu ihm hin und es gab eine, die ihm ein Stückchen Zucker gab, eine andere machte ihn sauber und noch eine andere half ihm, sich umzuziehen. Von dem Moment an, wo seine Mutter ihn sah, war sie so gelähmt, wie eine Salzsäule, so wie die Frau von Lot. Das Kind begang, seine Mutter zu berühren und sagte ihr: "Mammi, Mammi, ich bin hier, ich bin doch hier..., Mammi!" Das dauerte etwas Zeit, ein bißchen, oder sehr, sehr lange, und dann, sie konnte es erst nicht glauben, füllten sich ihre Augen mit Tränen, und die Muskeln ihres Gesichtes wurden weicher und lächelten. Sie streckte ihre Hand aus, umarmte ihn, küste ihn von oben bis unten, nahm ihn in die Arme und murmelte ohne Ende: "Mein Kind, mein Kind, mein liebes, teures Kind, mein Sohn..."

Und sie konnte nicht aufhören. Nachdem die erste Erschütterung gewichen war, schaute sie dem Jungen in die Augen und breitete die Arme aus und das Kind fragte sie: "Jetzt bin ich doch sicher? Werde ich jetzt immer bei dir bleiben? Ich möchte jetzt nicht mehr in das Kinderhaus zurückgehen. Die Mutter kam wieder zu sich und antwortete ihm unter einem Schwall von Tränen auf ihren Wangen: "Mein Kind, mein liebes Kind, ich verspreche dir, daß wir uns niemals mehr voneinander trennen werden." Dieses Versprechen hielt sie bis zu ihrem letzten Tag, als sie nach Auschwitz kamen. Dort, als man eine Mutter mit einem Kind sah, wurden sie direkt in den Tod geschickt.

Zu der Zeit war ich in einer angenehmer und zarten Jugendliebe mit Witek verbunden. Er war ein schöner, warmherziger junger Mann mit blauen Augen und blonden Haaren und sah aus wie Apoll. Er konnte gut malen, war sehr begabt und voller Fähigkeiten. Nach einer der Naktsektionen erzählte er mir, daß sein Name auf der Liste aufgeschrieben worden war. Wir wußten nicht, was wir darüber denken sollten und gemeinsam genoßen wir die Woche, die uns noch gemeinsam übriggeblieben war. Die Gespräche, den Umarmungen und die Küssen. Zu der Zeit hatte er zwei Furunkel auf dem Oberarm, aber er arbeitete, sah gut aus und war stark. Nachdem der Transport losfahren sollte, sagte mir jemand, daß auch mein Witek unter den Abtransportierten war. Ich konnte es nicht glauben. Wie konnte es sein, daß die Deutschen solch einen gutaussehenden jungen

Mann in den Tod schickten, nur wegen einem Furunkel welches er hatte. Sofort ging ich zu der Männerbaracke um meinen Vater zu informieren. Mein Witek war Einzelkind. Seine Mutter war in einem der vorherigen Transporte abtransportiert worden und mein Vater war der einzige auf der Welt, den er noch hatte. Das Bild was sich vor meinen Augen zeigte war das Bild des Hiob. Mein Vater kannte sich selbst nicht mehr vor Leid und Schmerz und er nahm sein Gesicht in beide Hände und hörte nicht auf zu sagen: "Warum ging ich nicht an seiner Stelle? Wie konnte ich ihn nur gehen lassen? Ich hätte doch etwas machen können." Mein Vater war voller Bedauern und sagte: Ich bin der Vater. Wie kann es sein, daß ein Vater es zuläßt, daß so etwas geschieht...?" Ich ging zu ihm hin, und obwohl ich ihn sehr gut kannte, sah ich daß sein Blick leer war und er mich nicht sah. Ich ging auf Fußspitzen in meine Baracke zurück. Lange Zeit habe ich darüber getrauert, daß die Wege von mir und Witek auseinandergerissen wurden. Als wir wußten, daß wir uns Auschwitz näherten, hoffte ich, daß ich ihn dort treffen würde. Ich stellte mir vor, daß er am selben grausamen und bitteren Tag in den Tod geschickt worden ist. Der Transport, mit dem Witek nach Auschwitz geschickt wurde, wurde direkt in die Gaskammern geschickt. Jedes Mal wenn ich das Lied *Maavadet*⁸ höre, welches darum geht, daß ein junger Mann von Gott mit allen Segen gesegnet worden ist, nur nicht mit dem Leben, dann denke ich an meinen Witek, den Gott mit allem segnete. Er war schön, begabt, ehrgeizig, sensibel, weise und intelligent. Nur mit dem 'Leben' vergaß Gott ihn zu segnen. Nach einigen Tagen war mir bekannt, daß man in Plaschow eine Selektion gemacht hatte, weil dort kein Platz war um die Ankömmlinge eines Transportes arbeitsfähiger Juden aufzunehmen, die aus Ungarn angekommen waren. Um sie bei uns und in anderen Lagern aufzunehmen, war es notwendig gewesen die Schwachen und weniger Arbeitsfähigen loszuwerden. So waren meine Erwägungen über die Logik der deutschen Organisation.

In Plaschow litten wir die ganze Zeit unter schrecklichem Hunger. Die Menschen hatten nichts zu essen. Wir, unsere Familie litten nicht solch großen Hunger, denn die Kontakte in der Arbeit mit den Bekannten meines Vaters bewährten sich und seine Kunden, die immer noch mit ihm in Verbindung standen, kümmerten sich um uns und besorgten uns Brot und das Notwendigste. Als die Ungarn nach Plaschow kamen, entdeckte mein Vater ihre große Bedrängnis. Die meisten von ihnen sprachen keine Sprache außer Ungarisch und konnten deshalb nicht mit uns reden. Bis 1944 hatten sie ein normales Leben geführt und eines Tages wurden sie ohne vorherige Ankündigung auf eine grauenvolle Reise geschickt. Erscheckt über die Lage, in der sie sich plötzlich befanden fielen sie nun einem furchtbaren Hunger und den schweren Arbeitsschichten zum Opfer. All dies berührte das Herz meines Vaters sehr und er entschied, etwas dagegen zu tun. Er bat all seine Begünstiger, daß sie aufhören sollten uns Nahrungsmittel zu bringen und daß sie alles Geld nehmen sollten, um damit Brot zu kaufen. "Bringt nur Brot so viel ihr könnt!" sagte mein Vater. Er mußte sehr vorsichtig mit seinen Kontaktpersonen sein, denn nicht nur den Deutschen sondern auch den Juden konnte man nie ganz vertrauen. Die Korruption im Lager war hatte zugenommen. Mein Vater bat jedes Mal jemand anderen, das Brot zu bringen und es gelang ihm, dies vor allen geheim zu halten. All das Brot was man ihm brachte, verteilte er an die Ungarn und so rettete er das Leben von den meisten von ihnen. Ohne daß sie es wußten, wurde sein Brot auf die Wasseroberfläche gebracht. Seine Taten retteten ihm das Leben, als er später nach Mauthausen kam. Einer von diesen Ungarn wandte sich an seine Familie und sagte: "Kümmert Euch um diesen Juden. Wir alle verdanken ihm unser Leben. Er gefährdete sich jeden Tag in Plaschow um uns vor dem Hunger und Tod zu retten. Paßt auf ihn auf, wie auf euren Augapfel. Bitte." Fast bis zum Ende des Krieges war mein Vater zuständig für die Reinigung der Baracke und das schützte ihn vor der kalten Arbeit draußen.

Die ungarischen Frauen kamen zu uns und zum ersten Mal in meinem Leben sah ich eine Frau mit einem rasierten Kopf. Der Schock und die Angst in die mich dieser Anblick versetzte, hielt mich davon ab sie anzuschauen. Zwischen den Ungarinnen war eine oder zwei, die ein bisschen Deutsch sprachen. Langsam konnten wir uns etwas mit ihnen verständigen. Die Geschichten, die sie über Auschwitz erzählten, waren in den Augen von uns allen grauenvoll. Sie erzählten von Duschen, in

⁸ Hebräisch: "Was hast Du verloren?" (Anmerkung des Übers.)

die die Menschen hineingehen würden, nachdem sie einen langen Weg gegangen waren. Und sie gingen dort hinein und kämen nicht wieder heraus. "Was bedeutet das, daß sie dort nicht wieder herauskommen?" Wollten wir wissen. Und immer kam die Erklärung: "Anstatt Wasser kommt von oben aus den Duschköpfen Gas heraus und alle sterben dort innerhalb von ein paar Minuten." Und dann führen sie fort: "man brachte uns nach Auschwitz und obwohl man uns versprochen hatte, daß man uns nicht von unseren Familien trennen würde, kamen sie sofort und trennten die Jungen von den Alten. Die erwachsenen Frauen wurden "eingeladen" noch weitere des Weges zu gehen. Sie gingen in die Duschen, und wir warteten, bis sie wieder herauskommen würden. Wie lange dauerte eine Dusche? Und wir dachten, "warum kommen sie nicht wieder heraus?" Und dann wandten sie sich an diejenigen, die schon länger an diesem Ort gewesen waren und fragten: "Warum kommen sie nicht wieder? Wo können wir sie finden?" Ein düsterer, bitterer Blick kam über ihre Lippen, und sie sagten: "Ihr sucht die Mütter und Großmütter? Seht ihr den Rauch der aus den Schornsteinen aufsteigt? Dort steigen eure Mütter und Großmütter auf. Ihr könnt sie nicht mehr treffen, aber vielleicht könnt ihr sie riechen. "

Am Anfang fiel es mir sehr schwer, ihre Geschichten zu glauben und ich sah, daß auch die Frauen um mich herum sich nicht mehr weiter mit diesen Geschichten beschäftigen wollten und diese Worte nicht weiter glauben konnten. Wir alle hinterfragten, das so etwas möglich war. Nach dem ersten Schock glaubten wir die Dinge die wir gehört hatten. Denn das was wir erlebt hatten war schon so furchtbar grausam, und hatte so unwahrscheinlich viel Schmerz gebracht und so viel Verzweiflung und Mord.

Meine seelische Verfassung zwang mich, mich auf das hier und jetzt zu konzentrieren und nicht über Schlimmeres, wer weiß, was mich und uns alle noch erwarten würde. Das Leben in dem Lager, so spürte ich, war schlimm genug. Ich hatte nicht die Kraft zuzulassen, daß die Ereignisse in Auschwitz mich in Schock und in seelische Auseinandersetzungen versetzen würden. Einmal dachte ich daß in der "göttlichen Komödie" von Dante die ultimative Hölle beschrieben wird. Als ich sie las, wußte ich noch nichts von Ghettos, von Plaschow und von all dem was noch für mich bereitstehen würde.

Die russische Front näherte sich uns und die Deutschen wollten die Erinnerung an jede Spur ihrer Taten und ihrer Morde verstecken. Die Zwangsarbeiter wurden gezwungen, die Gräben ihrer eigenen Leute zu öffnen und die Körper der Ermordeten vor Ort zu verbrennen. Der Himmel über Plaschow füllte sich mit einem grausamen und schrecklichen Gestank, der sich überall verbreitete und nicht besser wurde.

Die Panik die unter den Deutschen herrschte ermutigte uns. Wir hofften, daß jetzt das Ende dieser grausamen Zeit, die im Jahr 1939 angefangen hatte und die so viele lange schwere Jahre angedauert hatte, kommen würde. Aber das Schicksaal und vielleicht auch der Krieg wollte es anders und die ersehnte Erlösung träumte nicht davon zu uns zu kommen.

Der Mai 1944 ging vorüber und danach auch der Juni. Im Juni wurden wir alle zum Appellplatz gerufen und mußten uns dort nach Arbeitsstätten geordnet aufstellen. Von dem Appellplatz führten zwei Wege in verschiedenen Richtungen weg. Einer ging hinauf auf einen Hügel und dort gab es Grabsteine am Wegrand.

Dort waren Schußmaschinen, die den Weg derer die in den Tod gingen verkürzten. Ein zweiter Weg führte zu einer Bahnstation wo Menschen auf Züge geladen wurden, die in den Tod oder in andere Zwangsarbeitslager gebracht wurden.

Alle die in unserer Fabrik arbeiteten, mußten sich am Appellplatz als erstes aufstellen. Auf einer Seite die Männer und die Frauen auf der zweiten Seite. Den Frauen wurde befohlen auf den oberen

Weg in die Richtung der Schußmaschinen zu gehen. Stenia, Laluscha und ich gingen eine neben der anderen. Es war etwas Beruhigendes dabei. Ich schaute auf das Gesicht meines Vaters, er richtete seinen geraden und rührenden Blick auf mich und ich sah, wie er mir zunickte und mich in meinen Schmerzen und Sorgen begleitete. Ich schaute in seine guten, warmen Augen und so, mit Augen voll Liebe trennten wir uns. Es schien für immer. So wie mir mein Herz sagte, das schon so sehr zitterte vor allen Gefühlen und allen Schwierigkeiten, diese auszudrücken.

Wir gingen weiter. Zuerst die Frauen. Hinter uns folgte eine ganz lange Schlange. Wir kamen an den Gipfel, gingen an ihm vorbei und nichts geschah. Es gab dort keine Schußmaschinen und kein Mensch schoß auf uns oder verletzte uns. Die Spannung und Unsicherheit stieg: Was hatte sich das satanische Gehirn von Göth sich nun ausgedacht? Was würde mit unserem Vater geschehen? Ich war voll Angst vor ihm und sorgte mich kaum um mich selbst. Diese Unsicherheit verstörte mich und nahm von mir das letzte Gute. Ich gab Stenia und Laluscha meine Hand um von ihnen ein bisschen getragen zu werden und um auch Laluscha etwas zu trösten. Nach einiger Zeit sagte man uns, daß wir wieder zurückgehen sollten und die Schlange gelangte allmählich bis zu den Gleisen und von hinten gingen wir an die Spitze der Schlange. Vorher gingen wir am Anfang der Schlange los und als wir jetzt beim Zug ankamen waren wir die letzten. Dieser Zwischenfall rettete wieder mein Leben. Ohne daß ich einen Finger gekrümmt hätte um mein Schicksaal zu ändern ist noch einmal der Todesengel an mir vorbeigegangen. Es war kein weiterer Platz in dem Zugwagon dieses Transportes der vollgestopft waren übriggeblieben. Tiere würde man nicht so zusammenpferchen, aber Juden – sicher doch. Die Wagons wurden verriegelt und der Transport ging seines Weges, die Folterknechte und die Gefolterten. Ein Teil der Frauen, die auf die Züge gepackt worden waren sind nach Stuthof gebracht worden, ein Zwangsarbeitslager, weit im Norden an der Ostsee. Ungefähr zwei Monate später, als die Russen sich diesem Lager näherte, nahm man genau diese Frauen von dort und brachte sie alle auf eine Schiff, welches dann in die Tiefen der eiskalten Ostsee versenkt wurde. Das Schiff rammte eine Eisscholle, sank in die Tiefen des Ozeans und alle Gefangen, bis auf eine Frau die früher olympische Schwimmerin gewesen war, gingen unter oder erfroren zu tode. Auf diese Weise wurde ich zum dritten Mal vor dem Tod gerettet.

Bis Oktober blieben wir in Plaschow und dann wurden wir nach Auschwitz geschickt.

Im Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau

Man schloß die eng gefüllten Eisenbahnwagons in die wir unter Tumult und mit bestialischer Brutalität eingfercht wurden, und pünktlich fuhren wir auf unbekanntem Weg los. In jedem Wagon war eine vergitterte Luke. Dadurch konnte man einen Teil der Zugstrecke sehen und einer der Mitfahrenden sagte, daß er das Schild "Tchernow" gesehen habe. Unter uns waren einige die wußten, daß diese Stadt auf der Strecke nach Auschwitz lag und so nahmen wir an, daß wir in Richtung des grauenvollen Auschwitz fuhren. Ich erinnerte mich wieder an die Geschichten der ungarischen Frauen und an ihre Beschreibungen über den grauenvollen Ort, dessen Namen Auschwitz war und ich stand zusammengeknüllt, in mich versenkt und erstarrt da. Stenia und Laluscha waren bei mir aber wir tauschten kein Wort miteinander aus. Im Wagon war es zum Ersticken warm. Der Toiletteneimer verbreietete einen furchtbaren Geruch und wir waren hungrig und durstig und weil es so eng war, war es unmöglich, sich zu bewegen. Ich spürte, daß ich nichts zu erwarten hatte. Ich war mutlos, bange und voller Apathie. Wie viele Male zuvor in ähnlich schweren Situationen floh ich in die süßen Erinnerungen meiner Kindheit. Ich erinnere mich wie mein Vater eines Tages von seinen vielen Reisen zurückkam und mir eine Puppe mitbrachte. Diese konnte die Augen öffnen wenn man sie streichelte und wenn man auf den Bauch drückte, sagte sie "Mama". Bei der Berührung mit diese zärtlichen Erinnerung kam ein Lächeln in mir hoch und ich verspürte Erleichterung. Ich konzentrierte mich auf diese beruhigende Erinnerung und wie ich Stunden dagesessen hatte und die Puppe angeschaut hatte, sie kämmte und mit meiner Erinnerung über sie strich. Ich fütterte sie, ich duschte sie, ich zog sie an und ich stellte mir vor, daß sie meine beste Freundin sei, meine kleine Schwester, meine süße Tochter. Manchmal war ich auch böse auf sie, aber sofort nahm ich sie wieder liebevoll in den Arm.... Ich hab sie verhätschelt bis meine Mutter zu mir kam, ihre Hand auf meinen Kopf legte, mich streichelte und sagte: "Gigusch, komm essen."

Auf einmal schien es mir als würde der Zug seine Geschwindigkeit verringern. Ich hörte hin und innerhalb von einigen Minuten hörte ich das Reiben der Räder an den Gleisen und der Zug blieb stehen. Es dauerte nur einen Augenblicke oder zwei und ein kalter und gesunder Luftzug kam in unseren Wagen und die Türen wurden geöffnet. Ich hatte keine Zeit zu atmen, denn sofort hörte man hysterische, laute schwere Schreie auf Deutsch: "Schnell, verfluchte Juden, schnell, Aussteigen, in Fünferreihen aufstellen, Schnell..." Die Deutschen, die auf der Rampe standen waren bewaffnet und brüllten mit wankenden Stimmen, verteilten harte Schläge und schwere Stöße, und es herrschte ein wildes Drängen und ein hysterischer Tumult. Neben dem Zaun welcher elekronische Schläge gab wenn man nur versuchte, den Zaun zu berühren fletschten wilde Hunde ihre schrecklichen Zähne. Sie bellten ununterbrochen und es war keiner da der sie stillstellte. Von Angst zermürbt und erdrückt von der dröhnende, langen, ermüdenden und erstickenden Reise kamen wir an die gesunde und kalte Luft und verteilten uns auf der Rampe in Fünfergruppen. Wir drei, unsere kleine Familie, blieben die ganze Zeit zusammen. Normalerweise wurde an diesem Ort die Selektion durchgeführt und man nahm die Ältesten beiseite. Aber diesmal wurde das nicht gemacht, vielleicht weil es schon sehr spät war.

Als wir an diesem Ort ankamen sahen wir das berühmte Schild am Eingang welches den Ankömmlingen am Tor sagt: "Arbeit macht frei" nicht. Kein Mensch war da um die hungrigen, müden und verängstigten Menschenmassen mit einem "herzlich Willkommen in Auschwitz" zu begrüßen.

Wir wußten nicht mit Sicherheit, wo wir gelandet waren. Mit furchtbaren Schreien führte man uns in eine große Halle die im Sprachgebrauch der Häftlinge "Kanada" genannt wurde. Dies war der Ort wo man die Menschen die neu angekommen waren sammelte um sie von all ihren Habseeligkeiten zu befreien. Hier wurden sie auf die nächste Naktselektion vorbereitet. Von dort konnten die, die am Leben geblieben waren in die Duschen, die "Sauna" genannt wurden, gehen.

Der Name "Kanada" wurde der Halle gegeben, denn dort lagerte man den Besitz und viele Wertgegenstände. Für die Häftlinge, die dort arbeiteten symbolisierte dieser Reichtum das "große und reiche Land Kanada".

Hunrig, durstig und erdrückt setzte ich mich mit allem auf mein dürftiges Bündel und wartete auf weitere schlechte Ereignisse. Mit bedrückender Stille kamen einige jüdische Arbeiter zu uns. "Wir arbeiten hier." sagten sie und fuhren fort:

"Wenn ihr Gold, Geld oder Wertgegenstände habt, gebt sie uns, denn sonst werden sie euch weggenommen. Versteckt diese Gegenstände in euren Kleidern denn in Kürze wird man euch sagen, daß ihr Euch ausziehen müßt. Was ihr hier hergebt, werden wir bewachen und wenn ihr zurückkommt, kommt ihr hierher zurück und erhaltet alles zurück."

Wir glaubten ihnen nicht. Stenia hatte eine Münze, die an ihrer Fußsohle festgeklebt war. Sie weigerte sich, sich davon zu trennen. Die Münze war für sie eine Art Talisman, ein letzter Funken Hoffnung und vielleicht eine Möglichkeit etwas damit zu kaufen was das Leben retten würde. Ein bisschen persönliche Freiheit, etwas Persönliches was sie noch mit den guten alten Tagen verband...Ich wußte von dieser Münze und wollte sie davon überzeugen, daß sie sie abgab. Laß das, sagte ich ihr verängstigt. Denke doch logisch, an dieser Ort werden sie sie dir sofort wegnehmen und dich sofort in die Gaskammern schicken oder dich an Ort und Stelle erschießen wenn sie die Münze bei Dir finden. Nimm doch keine Risiko auf, das ist es doch nicht wert."

Obgleich dies sonst nicht meine Art war, ließ ich nicht von ihr locker:

"Ich möchte dich nicht verlieren, Stenia. Was mache ich ohne dich? Was würde mir und Laluscha passieren wenn Du nicht bei uns bist....Sei vernünftig."

Ich fuhr fort und bedrängte sie. Sie ließ sich überzeugen und gab die Münze ab.

Wir saßen auf der einen Seite und auf der anderen Seite saßen die Frauen von der Liste, die aus der Fabrik von Schindler kamen. Sie wurden von uns getrennt und kamen später nach Brüniz, dort hatte Schindler seine Fabrik aus Plaschow aufgebaut und dort arbeiteten sie. Nicht viel Zeit verstrich und dann gab man uns Befehle und Anweisungen: "Ausziehen!" wurde uns gesagt, "Laßt all eure Sachen hier zurück, und von hier geht dann dorthin!" und man zeigte uns wohin. Dort werdet ihr nackt untersucht und von dort müßt ihr unter die Duschen gehen." Der Fluß der Anweisungen hatte geendet und dann kam eine Erklärung die uns zu Tode erschreckte: "Sicher wollt ihr doch duschen, und euch nach eurer langen Reise waschen?" Unsere Herzen schnürten sich zusammen. Bei dem H Wort "Dusche" schauten wir uns mit aufgerissenen Augen und mit angespannten Nerven an. Dann hörten wir weitere Anweisungen: "Nach dem Duschen kommt ihr hierher zurück und jeder nimmt seine Anzihsachen und geht weiter." "Geht weiter." dachte ich mir, denn auf dem Weg auf dem wir gehen gibt es keinen Fortlauf. Der Ton der Worte und Anweisungen war mit wie die Trommelschläge eines Todesmarsches. Ich schaute Stenia und Laluscha an und in meinem Herzen wußte ich, daß das das Ende war. Jetzt waren auch wir zu den Duschen gekommen, über die uns die ungarischen Frauen in Plaschow schon erzählt hatten. Die Duschen von denen keiner mehr zurückkehrte. Die Luft war eiskalt und um mich herum spürte ich die grausame Angst die wir alle hatten. Stenia faßte sich als erste und sagte mir: "Wenn sie hier eine Selektion machen, werden wir ein Problem mit Laluscha haben." Ich wußte, was sie meinte. Laluscha war sehr klein und schwach und ihr kindliches Gesicht würde dazu führen, daß man sie in den Tod schicken würde. Wir entschlossen uns aus diesem Grunde uns einen Augenblick voneinander zu trennen und ließen sie zwischen den jüngeren und kleineren Frauen zurück, damit sie nicht auffieht. Dieser Plan glückte und sie kam weiter mit uns. Bei dieser Selektion sah ich Mengele das erste Mal. Als sich unsere Schlange ihm näherte schaute ich ihn von Weitem an und was ich sah waren ein paar stählerne, blaue Augen die kalt wie Eis waren. Ein Schauer überkam mich als sein prüfender Blick vorbeikam dem jeglicher menschliche Zug fehlte. Ich war sehr verängstigt. Die Schlange ging weiter und ich ging mit ihr. Jeder der die Selektion friedlich überlebte ging mit uns. Nackt und an die Stelle, wo

die Gefangenen saßen, deren Aufgabe es war unsere Köpfe und auch alle weiteren Körperhaare zu rasieren. Aus irgendeinem Grund hatte man Gnade mit uns und unsere Köpfe wurden nicht rasiert.

An diesen furchtbaren Tagen rette uns die Tatsache daß wir nicht rasiert waren das Leben und nocheinmal war dies ein Wunder und ich bin ohne eine Erklärung dafür am Leben geblieben. Die rasierenden Frauen machten ihre Arbeit ohne uns anzuschauen und ohne daß unter uns irgendeine zwischenmenschliche Verbindung entstand. Wir waren wie Objekte die rasiert wurden in der Hand eines rasierenden Objektes. Es war ein erniedrigendes Gefühl, daß sie gezwungen wurden, die intimsten Bereiche des Körpers zu berühren und diese so empfindlichen Stellen rasieren mußten. Dies war eine weitere Demütigung unter den Demütigungen mit denen uns das System der Deutschen in ihren Augen und langsam, Schritt für Schritt auch in unseren Augen zu Untermenschen machte. Sie standen im Widerspruch zu dem was meine Mutter mir vor einiger Zeit gesagt hatte: "Die Deutschen sollen sich schämen, wir haben nichts, worüber wir uns schämen müßten." Die Scham und die Schmach erfüllten mich immer mehr und auch der Hunger. Mein Aussehen, meine Lebensbedingungen und die Hoffnung die von mir genommen worden war bedrückten mich sehr. An all das erinnere ich mich genau. An alle Einzelheiten und alle Orte und Begebenheiten. Rasiert und unserer Kleider beraubt und jegliches Zeichen Weiblichkeit entbehrend gingen wir an einer Gruppe Gefangener vorbei, die sich "Komando Kanada" nannten los. Wir gingen an ihnen vorbei als seien wir durchsichtig, unsichtbar und keiner Aufmerksamkeit würdig.

Ohne uns anzuschauen und ohne zu sehen welche Kleider uns ungefähr passen könnten warf man jedem einzelnen von uns daß, was wir mit der Hand fangen konnten zu. Es waren die letzten Oktobertage, der in Polen sehr kalt ist. Stenia erwischte ein kurzes, dünnes Mädchenkleid. Ich bekam ein schwarzes, langes Kleid aus rauhem Stoff. Unterhosen bekamen wir nicht und schon gar keine Büstenhalter. Und an Socken konnte man nicht einmal denken. Für die Füße bekamen wir Holzpantienen die hart waren und anstießen. Wir wußten nicht, wie man damit geht und am Anfang stolperten wir sehr viel aber es war besser so zu gehen als barfuß zu gehen. Als wir mit diesen Ordnungsmaßnahmen fertig waren versammelte man die gesammte zusammengewürfelte Gruppe und man führte uns an einen Ort der neu errichtet worden war. Das Lage Birkenau. Bei Anbruch der Nacht erreichten wir die Barrake. Wieder Holzpritschen, ähnlich wie in Plaschow. Nur diesmal gab es keine Strohmattatzen auf den Pritschen und keinen Laken, den man als Decke verwenden konnte. Ich kauerte mich auf die bloßen Holzlatten und wir drängten uns aneinander und fielen in einen tiefen, düsteren Schlaf. Gegen fünf Uhr am Morgen weckte man uns. Draußen herrschte noch völlige Dunkelheit und in der Baracke war es unglaublich kalt. Eine Lampe wurde angemacht und das erlaubte mir die drei Stockwerke der Holzpritschen zu sehen und den roten Ofen, den es in der Mitte gab. Wir gewöhnten unsere Augen an den Anblick diesen Ortes und die weiteren Bewohner fehlten mir auf. Ich dachte ich werde verrückt. Ich öffnete meinen Mund und erkannte den Grund von der Bitterkeit der letzten Tage gänzlich. Um mich herum waren junge, abgemagerte Frauen, deren Köpfe rasiert waren. In der Mitte ihres Gesichtes stachen gläserne Augen und durch sie unmenschlicher Schrecken und Angst. Mir war klar daß ich in die Hölle gelangt war, als ich dies sah. Die Menschen gingen von Ort zu Ort wie Geister, beschäftigt mit etwas Innerem, welches von alles Menschliche von ihnen nahm. Vielleicht war das der Überlebenswille, der Hunger, das Grauen des Tages, die Schwäche? Ich wußte es nicht und konnte nicht glauben was ich sah. Die Zeit der Zählung näherte sich und eine Frau mit einer Glatze, die aussah wie ein abgemagertes Skelett stach sich in den Finger bis etwas Blut kam. Sie nahm das Blut, strich es auf ihre Finger und von dort auf ihre Backen um ihnen ein bischen Farbe zu geben. Die gleichen Tropfen Blut teilte sie auch mit denen, die um sie standen. Sie schauten sich an und sorgten sich darum, daß sie so gut wie möglich aussahen. Eine andere beugte sich zu der Mauer des roten Ofen, kratzte von dort etwas Farbe und strich es auf ihre Backen und ihre Lippen. Weitere Frauen gingen zum Ofen und versuchten dasselbe zu tun. Eine andere Frau die an der Seite stand rieb ihre Backen und hielt ihre Luft an bis ihre Backen sich ein bischen röteten und dicker wurden und sie ein bischen von dem verblichenen Gesichtsausdruck verlor.

Bin ich verrückt, dachte ich. Sehe ich das wirklich? Wie lange waren diese Frauen schon hier? Was ist ihnen wiederfahren? Was steht mir, Stenia und Laluscha noch bevor? Was ist das für ein Leben? Wofür ist so ein Leben noch gut? Wozu soll ich weitermachen? Die Befehle aus der Baracke herauszukommen riefen mich zurück zu meinen Beschäftigungen. An diesem Tag gab es noch keine Selektion. Die Zählung endete und die Verantwortliche, die Blockführerin sagte den Deutschen mit einer befehlerischen und drohender Stimme: Ich muß Ihnen mit großem Vergnügen verkünden, daß die Anzahl der Häftlingeist." Dies war die Vorgehensweise und die einzige Weise in der sich einer von uns an einen Deutschen wenden durfte. Der Ton eines Sklaven, der gezwungen ist, sich an seinen allmächtigen Herrn zu wenden.

Als wir in unsere Baracke zurückkehrten entdeckten wir zu unserer Freude, daß genau zur gleichen Zeit ein Getränk verteilt wurde, das warm und dünn war und welches Kaffee genannt wurde. Seit dem vorhergehenden Tag hatte man uns kein Essen und nichts zu trinken gegeben. Wir wollten unbedingt trinken und etwas Wärme in unserem Körper fühlen. Unsere gesamten erbärmlichen Gegenstände waren in der Kanada Baracke zurückgeblieben und keiner von uns hatte ein Gefäß bei sich, in daß man das Getränk schütten konnte. Sofort verstanden wir die Lage. Als Gefäß nahmen wir eine Konservendose und das war Essen und Getränk und bedeutet Leben. Eine leere Konservendose bedeutete in Birkenau ein Unterschied von Leben und Tod. Stenia bekam solch ein Büchse und unsere nächste Zukunft war gesichert. Wir tranken eine nach der anderen.

Ein paar Tage gingen vorbei und an einem Morgen wurde unserer Gruppe befohlen herauszugehen und uns draußen zu ordnen, uns in Reihen aufzustellen und dann loszugehen. Keiner wußte weder wohin es ging und wie lange wir marschieren würden, noch wie weit. Diese Unsicherheit weckte in uns wieder die Symptome einer Krise, des Grauens, sie brachte Wellen der Angst und des Schreckens und das Gefühl der plötzlichen Bedrohung hervor. Wir marschierten einige Zeit und bewachten unsere Konservendose wie den teuersten Schatz. Es war sehr schwer mit diesen Holzpantienen zu marschieren. Unsere Füße füllten sich mit Blasen und wurden wund und die Muskeln und Sehnen am Fuß schmerzten vor Anstrengung.

Mein Körper war mit der Anstrengung des Gehens beschäftigt. Ich freute mich über die kalte, frische Luft die in meine jungen Lungen strömte. Besorgt schaute ich immer wieder zur Seite um Stenia nicht zu verlieren und sicherzustellen, daß Laluscha nicht stehen bleiben würde. Ich wollte sichergehen, daß die, die mir lieb waren bei mir bleiben würden. Es war als ob die Zeit stehen geblieben wäre. Jedes Anheben des Fußes und jeder Schritt fiel uns schwer. Die Schuhe wurden naß und die Kälte schnitt uns durch den Körper. Das dünne Kleid klebte am Körper und am Bauch und erschwerte mir meine Bewegungen. Würde dies ein Ende nehmen? Wohin werden wir gebracht? Was wollen sie? Ob sie immer noch glauben, daß sie gewinnen würden? Werden wir zusammenbrechen und mitten auf dem Weg sterben? Den ganzen Tag marschierten wir ohne Pause, ohne Essen und ohne zu trinken. Wir sind keinen Augenblick stehen geblieben und wir konzentrierten uns nur auf das Gehen, was von Augenblick zu Augenblick schwerer wurde. Unseren Durst mußten wir so gut wir konnten aushalten indem wir Schnee aßen. Wir, also die Mädchen aus der Fabrik nahmen acht, daß wir uns gegenseitig keinen Augenblick verlieren würden. Die Zahl der Opfer die am Wegesrand liegenblieben wurde von Tag zu Tag größer. Aber wir hielten stand. Jeden Abend als selbst die Deutschen erschlagen waren, hielten sie den Marsch an und bemühten sich, uns in Scheunen, Lagerhallen oder anderen Hallen die sie fanden, übernachten zu lassen. Da es in der Nacht nicht möglich war die Fliehenden zu sehen, fürchteten sie sich davor, daß jemand von uns weglaufen würde. Aus Angst daß es von den Sowjets gesehen würde wurde kein Licht angemacht.

An einem von diesen Abenden brachten sie uns in eine Scheune und befahlen uns stehenzubleiben. Wir erstarrten. Noch bevor wir einschliefen, richtete ich mir ein weiches Strohbett unter mir und legte mich wie auf eine Matratze darauf. Am nächsten, kalten Morgen wurden wir geweckt und

marschierten weiter. Aber davor wurden die Mädchen in unserer Gruppe eingeteilt. Vier Schwestern und eine Freundin standen auf einer Seite um den Marsch fortzusetzen. Dieser Todesmarsch dauerte noch weitere vier oder fünf Tage und am Ende erreichten wir eine Eisenbahnlinie. Wieder ein Zug, dachte ich voller Schrecken. Wohin würde er uns diesmal bringen? Ich fühlte mich als wenn ich mein Bewußtsein verlieren würde. Mir war schwindelig und nocheinmal erinnerte ich mich an Mutter und Vater. Ich dachte an unsere Fahrten in den Urlaub, die Freude die wir in Sucha hatten, und das erwärmte mir ein bisschen im Herzen. Diese Vorstellungen wurden von Befehlen der Deutschen unterbrochen. Wir stellten uns entlang der Gleise auf um in die Viehwagons einzuzusteigen, eine der Mädchen, die sich von uns getrennt hatte, verließ für einen Augenblick ihre Freunde und kam zu uns, die Luft war klar und es war möglich, viele Brocken Schnee zu sammeln. Ich steckte kleine Stücke Schnee in meinen Mund, er schmolz in meinem Mund und füllte auch etwas meinen leeren Magen der durch den furchtbaren Hunger zusammengezogen war. Wieder war dies die Hand des Erlösers, die mich und die die mir lieb waren wieder einmal vor dem sicheren Tod rettete.

So wurde ich ein fünftes Mal durch meine vorraussehende Freundin gerettet.

Ravensbrück

Eines Nachts blieb der Zug in den Außenvierteln der zerbombten Stadt Berlin stehen. Das Tösen der Bomben und der Granaten, die auf die Stadt fielen nahm kein Ende. Die Stadt erschien wie eine riesige Fackel und die Flammen fraßen alles, was sich ihnen in den Weg stellte. Wir schauten uns diese Vorstellung an und kannten unsere Seele vor lauter Freude nicht mehr. So merkwürdig dies auch erscheinen mag, wir fürchteten uns kein bisschen mehr um unser Leben. Es kam uns nicht in den Sinn, daß auch unser Zug von so einer Bombe getroffen werden könnte. Wir waren verzaubert von dem Feuer, daß über diese Stadt fiel und seinen Zorn über sie ergoß, und von dem Tod, der Zerstörung und der Vernichtung die über die Deutschen kam. Wir freuten uns nicht und wir verspürten keine Rache und keine Schadenfreude.

Als die Explosionen aufhörten, fuhr der Zug weiter auf seiner Reise und brachte uns in eine Stadt mit dem Namen Ravensbrück im Norden Berlins. Ein Teil der Wagons des Zuges fuhr weiter nach Bergen-Belsen, uns aber ließ man schon dort in Ravensbrück aussteigen. Die Deutschen brachten uns auf den Platz in der Stadt und befahlen uns, uns auf den gefrorenen Boden zu setzen. "Wir haben euch nicht nach Bergen-Belsen gebracht." Sagte uns einer der Deutschen mit kalter und zünischer Stimme und fügte mit selbstzufriedenem Ton hinzu: "Wißt, daß ihr hier verrecken werdet. Nur so wird es mit euch enden, ihr verfluchten Juden." Und dann befahl er uns allen, uns sofort hinzusetzen. Erschlagen von der Müdigkeit und der Erschöpfung setzte ich mich auf den eisigen Boden. Apathie füllte meinen ganzen Körper. Alles was ich wollte war schlafen und nicht aufstehen. Der Hunger machte mir Schwierigkeiten. Mein Kopf war nur mit einem einzigen Gedanken gefüllt: "Brot! Brot! Brot!" mein Hals schmerzte, mein Hinterteil war gefroren und es fühlte sich so an als wäre ich mit dem eisigen Boden zusammengewachsen. Ein Teil meines Körpers war schon von der Kälte erstarrt und ich war vor Schmerz und Anstrengung schon sehr aufgelöst: "Brot! Brot! Brot!" sagte mein Kopf und meine Körper wollte einschlafen und nicht mehr aufwachen. Ich konnte schon nicht mehr unterscheiden wo mein gefrorener, versteinerte, und schmerzender Körper anfang und wo er auf die beißende Kälte des Bodens traf. Warum sollte man überhaupt noch überleben? Wofür? Wir saßen dort auf dem Eis und in der Kälte, erschöpft, naß, voller Schmerzen, hungrig, ohne Schutz, schwach und erwarteten weitere grauenvolle Pläne.

Die bekannten Befehle kamen recht schnell: "Aufstehen! Schnell! Aufstehen! Schnell!!" Meine Füße schmerzten und klebten auf dem Eis. Meine Glieder waren versteinert und mit aller Mühe gelang es mir mich aufzurichten und stehenzubleiben. Der Hunger bohrte in mir, wir wurden in eine Halle gebracht, wo wir ohne Essen und ohne etwas zu Trinken und ohne zu wissen, was mit uns geschehen würde bleiben mußten. Ich hatte keine Ruhe von dem vielen bewegungslosen Warten, was mir alles sehr erschwerte. Ohne meiner Schwester ein Wort zu sagen, stand ich auf und ging nach draußen. Draußen lag ein Haufen Schnee, weich und wundervoll. Ich wurde von ihm angezogen, wie zu einer Quelle der Reinlichkeit und der Freude. Ohne mich um die deutschen Wachen zu kümmern die mich umgaben, zog ich meine Kleider aus. Nam ein Stück von dem Schnee in die Hand, rieb meinen Körper damit ein und reinigte mich damit. Ich spürte wie alle Last von der Reise, der ganze Dreck, all die Todesangst von mir wegfloß und von meinen Muskeln wich und ich fühlte mich sauber. Ich freute mich in meiner Seele und schaute zum grauen Himmel und ich erlebte für mich selber ein kleines wunderbares Erlebnis der Freiheit. Gelassen und verrusst kehrte ich zurück in die Halle. "Wo warst Du?" fragte mich Stenia. "Was hast Du getan, daß Du so aussiehst?" Mit meiner Hand machte ich eine abweisende Bewegung, die sagte, "Was bedeutet das schon?..." Ich setzte mich neben sie und wir drängten uns dicht aneinander. Sie teilte die Decke, die wir aus Auschwitz mitgebracht hatten mit mir und ich fühlte mich innerlich etwas erleichtert und getröstet. Es verlief noch ein bisschen Zeit, bis der Befehl weiterzumarschieren kam.

Wieder marschierten wir durch den Schnee und wieder kamen die Schreie: "Schnell! Schnell!"

Wieder nahm die Verzweiflung darüber zu, daß wir nicht in voller Kraft die Reise durchhielten. Wir kamen in einen großen Pferdestall in einem Dorf. Dort mußten wir uns alle hinlegen. Wir und noch viele andere blieben dort zwei Tage lang eingepfercht. Meinem Gefühl nach waren wir dort 1000 Menschen. Es gab keinen Platz und wir legten uns alle dicht nebeneinander, wie Sardinen in einer Büchse ohne daß wir uns bewegen konnten. Wenn jemand das Bein bewegte, wurde jemand anderes direkt getreten. Wenn sich jemand auf seiner Lagerstätte umdrehen wollte, sagte er "rechts" und dann haben wir uns alle wie ein einziger Mensch gleichzeitig nach rechts gedreht. Unter diesen Lebensumständen bekam Stenia einen starken Durchfall, der in schweren Schüben kam und von grauenvollen Bauchschmerzen begleitet war. Zu ihrem Unglück blockierten ihr einige Reihen menschlicher Körper den Weg zum Ausgang und voller Schmerz hoffte sie, daß sie es noch aushalten könnte bis sie draußen ankam. Ihr Weg wurde von Schreien, Schimpfen und grausamen Schlägen begleitet, die sie beinahe zu Fall brachten und vor denen sie wegrennen mußte. Ihre Erklärungen und Entschuldigungen halfen nichts. Sie wurde verletzt. Sie weinte und verstört kam sie draußen an und leerte sich. Sie blieb einige Zeit draußen und kam dann erfroren, ermüdet und verzweifelt bei mir an und sagte: "Es reicht mir Gigsia, ich habe keine Kraft mehr. Wofür sollen wir weitermachen? Ich möchte hier sterben und dann ist es vorbei!" Ich war entsetzt als ich verstand, daß ich meine Schwester verlieren sollte, die sonst so eine entschlossene Heldin, voller Kraft und Liebe war." Ich fand keine Ruhe sondern nur Besorgnis und Verzweiflung und aus der Tiefe meiner Kehle sagte ich mit kräftiger Stimme: "Was ist mit dir los? Wir sind schon fast am Ende angelang. Du mußt durchhalten."

Und etwas zärtlicher fuhr ich fort: "Ich bitte dich. Ich brauche dich. Ich hab dich lieb." Ich weiß nicht ob es meine Worte waren oder irgendjemand anders in ihr und vielleicht sogar beides, aber am nächsten Tag kam Stenia wieder zu sich, fand ihre Kräfte, umarmte mich und sagte mir: "Es ist in Ordnung, Gigusch. Mach dir keine Sorgen. Ich bin wieder zu mir gekommen. Danke." Ich erinnere mich wie sehr ich mich damals freute. Ich spürte, daß etwas bei all dieser Unsicherheit die ich haßte und die um mich herum und in mir wütete, wieder zu mir zurückgekommen war.

Neustadt-Gleve

Man ließ uns weiter in Richtung Norden marschieren. Unsere nächste Station war ein Lager für Frauen mit dem Namen: Neustadt-Gleve.

Dort gab es eine Fabrik für Flugzeugteile und daneben einen Flughafen. Es gab dort auch ein Lager mit italienischen und französischen Kriegsgefangenen. Als die Fabrik dort noch in Betrieb war, arbeiteten dort ukrainische Zwangsarbeiter. Im Vergleich zu den "Untermenschen" die in den Schornsteinen der Krematorien hinaufsteigen sollten und die unter grausamen Lebens- und Essensbedingungen gehalten wurden, erschienen uns die Lebensumstände der Ukrainerinnen besser. Als wir zu ihnen dazukamen bekamen wir die gleiche Zuwendung wie sie und wir fühlten, daß sich unser Los verbessert hatte. Aber da die Fabrik schon nicht mehr in Betrieb war, brauchten wir auch nicht mehr unter diesen schweren physischen Bedingungen zu arbeiten. Die Essensausteilung bestand aus Suppe aus Kartoffelschalen oder einem Becher Kaffee. Nach dem Hunger des Todesmarsches war dies eine Verbesserung. Das Gebäude hatte auch einen großen Flur, der uns die Möglichkeit bot, ein bisschen Ruhe zu haben. Es gab dort einen Raum, wo man sich mit kaltem Wasser ohne Seife und ohne Handtuch duschen konnte. Für uns war das schon sehr viel. Den ganzen Tag saßen wir mit fünfzig oder mehr Frauen in dem Gebäude zusammen. Das fiel mir schwer. Mein Bauch blähte sich auf vor Hunger und Schmerzen auf. Mein ganzes Denken drehte sich um Essen. In unseren Gesprächen redeten wir nur über die Essenszeit und als wir schwiegen, schwiegen wir um zu essen. Entgegen jeder Erwartung, oder vielleicht nicht redeten die Frauen über das Kochen. Jede einzelne beschrieb was sie kochte und welche Kuchen sie backen würde und jede einzelne, beschrieb mit allen Einzelheiten alle Zutaten, die sie benutzte: Sahne, Butter, Schokolade, Mehl und was nicht. Das war ihr Zeitvertreib. Für mich war dies unerträglich. Ich verlor die Geduld

und war rastlos.

An einem Tag in den Stunden, als die SS Frauen mit uns warteten, fragten sie, wer bereit sei, freiwillig zu arbeiten. Wenn sich keiner freiwillig melden würde, würden sie für uns entscheiden. Ich sprang sofort auf und sagte, daß ich es machen würde und Lula kam auch mit mir. Jeden Morgen standen wir auf und gingen auf den Flughafen der sehr weit von unserem Lager entfernt war. Dort standen ein paar deutsche Flugzeuge. Wir gingen einen weiten Weg zu Fuß und als wir an dem Ort ankamen mußten wir Äste schneiden und die Flugzeuge damit bedecken. All das, damit sie aus der Luft oder zur Zeit der Bombardierung nicht erkannt werden konnten. SS Frauen und einige Piloten der deutschen Wehrmacht paßten auf uns auf. Jeden Mittag brachte man uns Suppe. Dazu muß ich sagen, daß ich meine Konservendose den ganzen Tag bei mir hatte. Eines Tages ging ich auf meinem Weg an einem der Wachleute vorbei und bei ihm gab es gerade Suppe. Da hörte ich eine männliche Stimme, die sich mit einer freundlichen, ehrfurchtsvollen Stimme an jemanden wandte. Sie klang so wie man eine Frau anspricht, in zweiter Person, und bat: "Kommen Sie hierher."

Ich warf einen Blick zur Seite um zu sehen, wer da rief. Als ich ihn gesehen hatte, schaute ich ihn an. Es war niemand dort. Ich erkannte, daß er mich gemeint hatte. Mich überraschte seine Höflichkeit denn niemand hatte mich je zuvor gesiezt. "Meinen Sie mich, mein Herr?" fragte ich vorsichtig. "Ja, kommen sie bitte," antwortete er leise und lächelte freundlich. Ich ging zu ihm. Der Mann nahm meine Konservendose und goß etwas von seiner reichhaltigen Suppe mit Kartoffelstücken und noch einigen kleinen Stückchen Fleisch dort hinein. "Vielen Dank, mein Herr." sagte ich erstaunt, aber er fing kein Gespräch mit mir an und gab mir mit seiner Hand ein Zeichen schnell von der Stelle zu gehen. Ich ging zu Lula, die in ihrer Hand schon ihre Suppe hielt. Wir teilten unsere Mahlzeiten. Sie aß die Hälfte von meiner Mahlzeit und ich aß die Hälfte von ihrer Mahlzeit. Die Ration war klein, aber es war genug, um den Hunger zu stillen. Im selben Moment entschieden wir uns beide, daß wir, wenn wir in das Lager kommen, unseren Brotanteil nicht nehmen würden und daß wir unseren Anteil am Abend in acht und nicht in zehn Teile teilen würden. Und so machten wir es und die Mädchen freuten sich sehr, als sie unsere Geschichte hörten. Einige von ihnen sagten, daß wir sicher nach so einem solchen Arbeitstag sehr hungrig seien würden, und daß wir uns unseren Teil nehmen sollten. Aber Lula und ich verweigerten es mit großer Heldenkraft, denn wir waren wirklich sehr hungrig. Diese Sache kam am nächsten Tag auf uns zurück. Am dritten Tag fiel mir plötzlich auf, daß einer der Wächterinnen mich mit Augen voller Haß verfolgte. Als der Pilot mich rief, dankte ich ihm sehr, aber ich sagte ihm, daß ich Angst hatte. "Vor wem haben Sie Angst?" fragte er mich. Mit zwei Augen blickte ich in die Richtung wo ich die Wächterin vermutete, er verstand sofort und mit einer Handbewegung schickte er mich meines Weges und ging um mit der Wächterin zu flörten, die plötzlich anfing zu strahlen. Ich hatte meine nahrhafte Suppe verloren, aber meine Sicherheit und Zufriedenheit zurückgewonnen. Wer weiß was mein Schicksaal gewesen wäre, wenn die Wächterin voll Eifersucht und Bosheit über mich hergefallen wäre?

Der März ging vorbei und der April kam. Das Ende des Krieges stand uns bevor. Jeden Tag gingen Lula und ich zur Arbeit, auch am 20. April, dem Geburtstag von Hitler. Als Einladung von oben hörten wir plötzlich das Rauschen von Motoren die durch den Himmel stachen und bald darauf fiel eine schwere Bombe direkt auf den Flughafen. Um uns herum war ein grausamer Tumult, Bomben explodierten, abgestellte Flugzeuge gingen in Flammen auf, Metallteile explodierten und flogen in alle Richtungen und darunter stand ich gelassen und siegessicher und erwartete, was geschehen würde. Ich sah, wie die SS Frauen um ihr Leben flohen, wie sie ein Versteck suchten und wie sie voller Angst und mit einer unglaublichen, verrückten Panik hin und her rannten.

Große Ruhe und unglaubliche Gnade erfüllten mich hinsichtlich der Explosionen die vom Himmel fielen mit ihren eigenen Tänzen, und dem Feuer welches sie ausbreiteten und hinsichtlich Allem

was da in der Luft flog. So wie in Berlin kam mir überhaupt kein Gedanke daß ich auch selbst in Gefahr sei in den Sinn. Ich stand dort, dachte nach und war gespannt und kostete von dem Becher der Freude die uns das Gefühl der süßen Rache gab. Beim ersten Angriff befahlen uns die Wächterinnen, mit ihnen zurück ins Lager zu kommen und von diesem Tag an gingen wir schon nicht mehr zur Arbeit. Die Lager der Gefangenen und unsere Lager wurden nicht von den Bomben getroffen. Das stille Rumsitzen ärgerte mich wieder. Je mehr die Frauen mit ihren Augen herumschauten schwieg ich und versank in den Erinnerungen an mein Zuhause und an meine Kindheit. Ich erinnerte mich an den wunderbaren Obstgarten meiner Großeltern. Mit wenig Kraft aber mit großer Freude freundete ich mich mit einem kleinen und glücklichen sechsjährigen Mädchen an, schaukelte in der Hängematte, die von einer Seite zur anderen schaukelte und die der leichten Briesse zuhört, die sie berührte. Sie hörte nicht den Lärm von all den Vettern und Cousinen die um sie herum tobten. Einen Augenblick lang verspürte ich den Schlag den ich von dem Ball bekam mit dem wir spielten. Um das Glück nicht zu verlieren entschloß ich mich zu verschwinden. Und ich spürte wie meine Hand von den Stacheln der Himbeeren gestochen wurde als wir in einem traumhaften Sommer Himbeeren pflückten. Plötzlich wurde ich von dem Geräusch von Frauenstimmen und von Stenia unterbrochen, die mich rief: "Wovon träumst du? Komm!" Es sind Kisten angekommen." "Kisten?" Ich hatte nicht verstanden, war ich noch in den Träumen über das Zuhause oder wa dies Wirklichkeit? Ich versuchte mich zu besinnen um zu verstehen was geschehen war. "Gigsia, komm, es sind Pakete für uns aus Amerika angekommen." rief mich meine Schwester aufgeregt, energisch und voll Leben.

Ich kam und ging in die Mitte des Zimmers. Juden aus Amerika schickten uns Pakete die aus irgendeinem Grund jetzt in unsere Hände gekommen waren. Wir waren ungefähr 50 Jüdinnen in jedem Zimmer und man verteilte den Inhalt der Pakete so, daß je zehn Frauen sich den Inhalt einer Kiste teilen mußten. Der Schatz in jeder Kiste enthielt Fleischkonserven, Zuckerstückchen, Milchpulver, Eierpulver und verschiedene andere Erzeugnisse. Wir hatten weder Messer noch Dosenöffner, aber nichts konnte unsere Freude aufhalten und sehr schnell fanden wir einen Weg, die Dosen zu öffnen. Für uns schien das alles sehr kostbar und wir hatten Sorge, daß uns das Essen nicht mehr als ein paar Tage reichen würde. Jedes Mal wenn ich aß, ließ ich jedes Stücke Fleisch langsam auf der Zunge zergehen. Wir verschwendeten nichts. Mit großer Sorgfalt paßten wir auf unseren besonderen Besitz auf. Als alles verteilt war, setzte ich mich hin und sagte erleichtert zu Stenia: "Weißt du, ich fühle mich plötzlich nicht mehr so einsam. Gute Juden von weit her denken an uns." "Wer weiß," sagte mir meine Schwester aufgeregt. "Vielleicht sind das sogar Juden aus Krakau die unser Vaterland kennen und die noch rechtzeitig fliehen konnten." "Aus Krakau, oder aus Polen oder aus irgendeinem anderen Land aus Europa." sagte ich ihr und entschied mich, daß ich ihrem Hinweis in Zusammenhang mit jenen denen es gelungen war noch rechtzeitig zu fliehen, folgen wollte. Ich wollte mich nicht mit bedrückenden Gedanken belasten.

Von diesem Tag an waren wir jeden Moment damit beschäftigt, zu versuchen zu verstehen, was mit den Deutschen los war. Wir hatten keine Ahnung, keine Bestätigung oder verständliche Information aber wir sammelten hier und dort Nachrichten und wir wußten, daß dieser Moment kommen würde. Als ich in Plaschow oder in Birkenau war, habe ich jegliches Gefühl für Zeit verloren. Ich lebte im gegenwärtigen Moment mit dem Willen zu überleben und weiterzumachen. Hier in Neustadt- Gleve als wir den ganzen Tag warteten, hatte ich die Gelegenheit, all das zu verarbeiten, was ich in der letzten Zeit erlebt hatte und konnte ein bisschen nach innen schauen. Nachdem wir die Bomben der Explosionen über Berlin und auch hier auf dem Flughafen gesehen hatten, nachdem wir diese Begegnung mit der Güte und Großherzigkeit des deutschen Piloten hatten und nachdem wir diese amerikanischen Päckchen bekommen hatten, nach all dem fing bei mir etwas Neues an, etwas Lebendiges, etwas Gutes. Vielleicht war das Hofnung? Vielleicht vorsichtiger Optimismus? Und vielleicht freundete ich mich wieder mit dem Gedanken der Rückkehr ins Leben an? Ich spürte neben mir wie Schwarz und Grau sich schwer um mich drehten und sich dann in einer helleren Farbe auflösten: Blaß, langweilig, aber hell. Ich war ein junges Mädchen, welches das Leben noch

nicht gekostet hatte. Ich hatte damals einen Drang, zu leben und einen starken Wunsch davon zu erzählen, was ich erlebt hatte.

Aufgrund der vielen bitteren Erfahrungen hatte ich immer wieder die Angst und die Befürchtung, daß uns noch ein weiterer Marsch bevorstehen würde. Innerlich wußte ich, daß ich diesen schon nicht mehr überleben würde. "Nein!" sagte ich zu mir selbst. "Nicht jetzt!" Ich verbiete es, daß dies auch noch geschieht." Jetzt fing ich schon etwas an, Leben zu wollen. Ich fürchtete mich vor dem satanischen und grausamen Hirngespinnsten der Deutschen und vor unseren Wächterinnen, die Bestien waren. Die Unsicherheit bekam noch eine weitere Form. Sie wurde zur Ausrede gegen die Zeit. Zusammen mit der Erfahrung des Glauben daran daß, daß die Zukunft für mich immer noch etwas Gutes hielt. Etwas sagte mit, daß dieser Glaube der Logik und allem was ich all die Jahre des Krieges hindurch kannte widersprach und trotzdem hielt ich mich daran fest und erlaubte ihm, in mir zu wachsen.

Die Befreiung

Der April 1945 ging vorüber und der Monat Mai begann. Die Temperaturen stiegen, der Schnee verschwand und der Himmel war weniger bedeckt. Der Frühling kam. Am zweiten Mai, als wir noch jeden Tag zusammensaßen, fingen einige der Frauen an, über einen möglichen Transport zu reden. Als ich dies hörte wurde ich ganz ängstlich. Mein Kopf fing an sich zu drehen und ich wurde beinahe bewusstlos. Ich sagte zu Laluscha, die zu meiner Seite saß: "Ich kann nicht mehr, mir geht es nicht gut." Ich kauerte mich zusammen und ruhte mich aus. Lula streichelte mich zärtlich, nahm meinen Kopf und gab mir ein Stückchen Zucker in den Mund. Der Speichel in meinem Mund löste den Zucker auf, ich öffnete meinen Mund und nahm die wohltuende Energie auf und kam wieder zu mir. Ich schaute mich um und sah all unsere Wächterinnen, wie sie verrückt herumrannten, alle Fenster zumachten und die Türen nach draußen verschlossen. Wir hörten nicht wie sie zurückkamen, aber wir konnten das Geräusch ihrer von Panik begleiteten Schreie hören. Draußen hörte man Schüsse die näher kamen. Ich schaute Stenia und Laluscha an und sagte ihnen: "Was ist das? Was passiert jetzt?" Stenia ging zum Fenster und von dort zur Türe und versuchte festzustellen was passiert. Ich, wie gewöhnlich, stand da und wartete. Plötzlich hörten wir jemanden an der äußeren Tür rütteln. Sie brach auf und die Eindringlinge kamen sofort zu unseren Zimmern und befreiten uns mit Klopfen und schweren Schlägen. In der Tür standen französische und italienische Kriegsgefangene und riefen mit voller Kraft und mit lauten Stimmen: "Liberté! Liberté!" Auf französischem und mit italienischem Akzent hörten wir wieder und wieder: "Liberté! Liberté!"

Überrascht und aufgewühlt verstanden wir alle, dass die Bedeutung dieses Wortes "Freiheit" war. Um uns zu beruhigen erzählten die Italiener und die Franzosen, dass die Wächter losgerannt waren um uns auf einen Transport zu laden, aber sie hatten keine Möglichkeit dies auszuführen und sie wussten nicht wohin sie den Transport schicken sollten. So entschlossen sie sich, das Lager abzuriegeln. Sie wollten um das gesammte Areal herum Dynamit vergraben und alles in die Luft sprengen, während wir noch in unseren Zimmern waren. Die Schüsse, die sich näherten, das waren sie. Sie hatten um ihr Überleben gekämpft. Unsere Befreier umarmten uns und drängten uns, mit ihnen zu gehen. Einige von uns sprachen Französisch und ihre Worte erklärten uns ihre Pläne. Ohne irgendeinen Zweifel glaubten wir ihnen völlig und rannten mit ihnen durch das Haupttor. Zu meiner größten Überraschung und mit großer Leichtigkeit öffneten sie das Tor des Lagers. Tiefes Schweigen kam über uns. Dann brachten sie uns zu der Lagerhalle der SS Mannschaften. Wir standen vor dem weit geöffneten Tor und vor uns lag ein ein Meter hoher Stapel Konservendosen. Wir näherten uns diesen wunderbaren Gegenständen. Als wir verstanden hatten was das war, wurde jeder von Eifer gepackt und fing auf, was in seine Richtung flog. Ich bekam eine Dose und konnte nicht glauben, was ich vor meinen Augen sah: Ich war unglaublich nostalgisch, unglaublich hungrig, träumte die ganze Zeit von Brot und in meiner Hand war eine Konservendose mit gefülltem Fisch, der „koscher für das Pesachfest“ war! Ich wusste nicht, ob ich lachen oder weinen sollte. Wir überlegten, wie wir die Konservendosen öffnen konnten. Eine von uns, die schon älter war, rief uns alle zusammen und sagte uns mit bestimmender Stimme, schon hysterisch: "Ihr dürft nichts anderes essen außer gekochte Kartoffeln." Und wen das verwunderte, dem erklärte sie: "Unser verhungertes Magen ist zu klein und kann solche reichhaltigen und schweren Speisen noch nicht verdauen. In den Kartoffeln gibt es sehr viel Stärke, das ist ein Verdauungsstoff!" Sie sagte ihre Worte mit so viel Autorität und Sorge in ihrer Stimme, dass wir spürten, dass sie recht hatte und so hielten wir uns an ihre Anweisungen. Drei Tage lang aßen wir nur gekochte Kartoffeln. Um uns herum sahen wir viele, die sich mit all dem Reichtum an Nahrungsmitteln welchen wir entdeckt hatten zu tode assen. Unser Leben wurde noch einmal auf wunderbare Weise gerettet.

Diese Freiheit packte mich, als ich noch gar nicht bereit war. Lange Tage und Nächte hatte ich von dem Augenblick, an dem der Krieg aufhören würde geträumt, in dem ich frei sein würde, und in dem mir das Leben zurückgegeben würde. Aber nie ist es mir in den Sinn gekommen, diesen Augenblick mit einem Inhalt zu füllen. Meine Vorstellung hatte mich nicht in die Freiheit der

Befreiung gebracht. Der Reichtum eines Heimes, der Zukunft und offene Möglichkeiten. Alles was ich verloren hatte lag sehr stark in mir. Alle Zerstörung, die ich erlebt hatte blieb in mir. Wir wussten nicht was ich zu erwarten hatte, aber ich wollte leben... Die Freiheit war ein weiteres Mal, an dem ich vor dem Tod gerettet wurde und das Leben zurückerhielt.

Was jetzt?

Die Befreiung war eine Kraft in sich. Sie weckte in mir auch neuen Mut um praktische Ideen zu entwickeln. Ich begann die Möglichkeiten die sich mir boten abzuwägen und überlegte, was wir machen konnten. Ich wusste nicht, wie wir zurecht kommen würden. Uns fehlte alles. Wir hatten Nichts Anständiges zum Anziehen. Wir hatten kein Geld. Und wir hatten niemanden in der Welt, an den wir uns wenden konnten und von dem wir Unterstützung bekommen konnten. Es war mir klar, dass wir von dem Ort wo wir uns befanden wegreisen mussten. Aber wohin? Fragte ich mich. Und wie kommen wir an unsere Habseligkeiten? Ich hatte viele Fragen und keine einzige Antwort die Sinn machte und die klar war.

Ein, zwei Tage nach der Befreiung entschlossen wir uns, in normale Lebensbedingungen zurückzukehren. Wir brachen in die nächste Stadt auf um ein angenehmes Haus zu finden, wo wir wohnen konnten. Mit normalen Betten, mit Matratzen, um unsere Körper darin auszuruhen. Mit Decken und einem weichen Kissen, um unsere Köpfe darauf zu legen. Wir sehnten uns nach einer Dusche um uns zu waschen und nach Kleidern, die uns passten und die der Jahreszeit entsprachen und nach einem Tisch, an dem man sitzen konnte und nach Besteck, mit dem man essen konnte.

Die Stadt wurde am Anfang von den Amerikanern besetzt, aber dann überließen sie diesen Ort den Russen. Wir kannten den Unterschied zwischen dem Verhalten der Amerikaner und dem der Russen sehr gut und wir fürchteten uns mehr vor der Barbarei der Russen. Einige von uns suchten nach einem Haus für uns zehn Mädchen, das unseren Bedürfnissen entsprach. Die Anweisung die sie hatten, war, möglichst nah an dem Stützpunkt der Russen zu wohnen, mit der Überlegung, dass wenn die Hooligans unter den Russen sich auf uns stürzen würden, dann konnten wir uns an die Offiziere wenden und sie konnten uns schützen und uns Hilfe schicken. Sie fanden ein Haus in der Nähe von einer deutschen Familie die aus der Stadt vertrieben worden war und wir gingen dorthin.

Jede einzelne nahm eine Dusche und die anderen warteten geduldig bis sie selbst an der Reihe waren. Als ich an die Reihe kam, war ich sehr aufgeregt, ich ließ das Wasser über mich fließen und nahm das Stück Seife in die Hand als wäre es ein sehr wertvolles Schmuckstück. Ich seifte meinen Kopf einmal, zweimal und dreimal ein und ich ging mit der Seife über jeden Teil meines nackten Körpers. Ich ließ das Wasser fließen über den Schaum, der im Abfluss war. Ich trocknete mich mit einem sauberen Handtuch ab, einmal und mehrmals, tropfte mich ab und ging aus der Dusche und ließ dann die nächste an der Reihe dran. Dann ging ich zum Kleiderschrank und suchte mir dort etwas zum Anziehen was mir mehr oder weniger passte und anständig aussah heraus. Ich schaute in den Spiegel und konnte nicht glauben, was ich da vor meinen Augen sah. Ich sah ein junges Mädchen, das gut aussah, dünn und voller Schmerzen aber mit einem neugierigen Blick in ihren Augen und mit einem Gefühl des Dranges und starkem Willen. Das war ich.

Als jede einzelne von uns ihr persönliches Duschfest beendet hatte, überprüfte ich, dass jede einzelne etwas zum Anziehen gefunden hatte. Wir hatten so viel Spaß dabei uns anzuziehen, wie wenn wir uns für das Purim Fest verkleiden würden. Danach nahmen wir unsere alten Kleider aus dem Lager und verbrannten sie in im Feuer, so wie man eine Hexe verbrennt, um das Böse loszuwerden. Wir hörten, wie die Kleider in den Flammen verbrannten, wir sahen die gelben Flammen, die rot wurden, und wie sahen die Läuse, die von den Kleidern sprangen und einen Ort suchten, um aus der Hölle zu kommen. Wir konnten hören, wie sie im Feuer explodierten. Wir warteten bis das Feuer ausgebrannt war und nichts mehr davon übrig blieb. Wir wussten gut, dass wir Besetzerinnen eines Hauses waren, das uns nicht gehörte. Aber wir fürchteten uns keinen Augenblick. Nachdem uns so viel Materielles und Geistiges gestohlen worden war, hatten wir es uns in unserer Lage verdient und es war keine Gnade. Im Speicher des Hauses waren einige Grundnahrungsmittel die uns erlaubten, eine einfache Mahlzeit zuzubereiten.

Wir fürchteten uns vor den barbarischen Kosaken, die wie Ungeheuer herumgingen. Mehr als ein oder zweimal klopfen sie an unsere Tür, die wir verschlossen hatten und schossen mit ihren Pistolen weil sie wollten, dass wir ihnen öffneten. Einmal machten wir dummerweise den Fehler, wir beschlossen, dass diejenige unter uns die am schlechtesten aussah ihnen die Tür einen Spalt öffnete, damit sie sie sehen würden und den Geschmack verlieren würden und es vorziehen würden, an einen anderen Ort zu gehen. Eine von uns, die Russisch sprach, wandte sich an den russischen Offizier und erzählte ihm von unseren Ängsten. Sie erklärte ihm bis ins Detail alle Grausamkeiten die wir durchgemacht hatten und bat um Schutz. Er versprach ihr treu, dass er uns schützen würde und Hilfe bringen würde und daß diese sofort kommen würde. Er sagte ihr, wenn uns etwas passieren oder etwas uns Angst machen würde, sollten wir ein Fenster öffnen und um Hilfe rufen.

Alle diese Mühen halfen wirklich, und nichts wirklich Schlimmes geschah uns dort. Die Zeit in diesem Haus gab uns die Möglichkeit still nachzudenken und machte uns klar, dass wir uns entscheiden mussten, was wir tun wollten. Wir alle, die aus Krakau kamen, wußten, dass wir dorthin zurückkehren wollten. Wir suchten eine Landkarte und schauten uns die Entfernung zwischen Neustadt-Glewe und Krakau an. Wir entschlossen uns zu Fuß zu gehen, jeden Tag dreißig Kilometer. Darum blieben wir noch einen Tag in der Stadt, und jede von uns suchte sich selber in den verlassenen Häusern ein passendes Paar Schuhe, und bessere, bequemere Kleidung. Wir rüsteten uns mit ein bisschen Essen aus und dann waren wir bereit loszugehen.

Der Weg zurück nach Krakau

An einem angenehmen Frühlingstag in der Mitte des Monats Mai ungefähr zehn Tage nach der Befreiung brachen wir auf und machten uns auf den Weg nach Krakau. Ich wagte es nicht, mir selbst zu sagen, dass ich nach Hause ging. Denn was ist ein Haus ohne Mutter? Und wer wusste, was mit dem Vater war? So viele Verwandte waren im Krieg ermordet worden. Die Deutschen hatten das ganze jüdische Viertel zerstört und alle Wohnhäuser... Ich wusste dass ich an den Ort zurückkehren würde, der der einzige Ort war, den ich kannte. Der Weg war für mich die erste Reise um zu uns selber zu kommen und zu wissen, wie es weitergehen würde. Wir wanderten den ersten Tag und wie wanderten einen zweiten Tag. Wir gingen unter dem offenen Himmel und schliefen in verlassenen Häusern und unsere Verfassung war sehr gut. Eines Tages wurde Laluscha, die sehr nah an der Straße ging, von einem vorbeifahrenden Auto verletzt und leicht verwundet. Wir brachten sie ins Krankenhaus und es wurde uns klar, dass wir mit ihr warten mussten, bis sie wieder gesund war. In unserer Gruppe war auch eine Verwandte von uns. Sie erschien uns damals sehr erwachsen, weil sie wie ich glaube damals ungefähr vierzig Jahre alt war. Sie erklärte sich bereit, bei der verletzten Laluscha zu bleiben, bis sie wieder gesund war. "Geht nur Ihr Mädchen!" sagte sie uns. "Es wäre schade, wenn ihr hier warten müßtet. Mich drängt es nicht, nach Krakau zu kommen. Nichts erwartet mich dort. Ich werde hier bei Laluscha bleiben, bis sie wieder gesund ist." Ich verstand was sie meinte, auch wenn sie ihre Worte nicht erklärte. Ihre ganze Familie, sogar ihre Kinder, waren in Belzec ermordet worden. Und über ihren Mann war nichts bekannt. Ich spürte, dass ich sie verstehe, und dass ihre Worte Sinn machten. Sie würde sich gut um die verletzte Laluscha kümmern und Laluscha würde es mit ihrer Pflege besser gehen. Sie war mit sich selber beschäftigt. Wie wollten Laluscha nicht gerne dort zurücklassen, aber es drängte weiterzugehen. Wir wollten auch nicht, dass die ganze Last auf unsere Tante fiel. Aber wir wollten auch sehr schnell Deutschland verlassen. Schweren Herzens nahmen wir ihren Vorschlag an und gingen weiter auf unseren Weg.

Schnell sahen wir, dass wir nur sehr langsam vorwärtskamen und auch keinen richtigen Plan hatten. Stenia hatte wenig Geduld. Sie wurde von der Hoffnung getragen, dass ihr Geliebter diese Zeit überlebt hatte, heil und stark war, so wie sie und dass auch er auf dem Weg nach Krakau war um sie zu treffen und mit ihr zusammenzukommen. Sie hoffte mit ganzem Herzen endlich ihre Liebe die durch die Feindschaft auseinandergerissen war zu erfüllen. Die Mädchen aus unserer Gruppe schlugen vor, dass wir darüber nachdenken sollten per Anhalter eine Mitfahrgelegenheit zu suchen. Die Wege waren sehr gefährlich und die Angst vor Überfällen und Vergewaltigungen wurde von Ort zu Ort größer. Wir entschlossen uns, dass wir weitergehen würden und dass wir uns nicht trennen würden, denn als Gruppe konnten wir auch mit grausamen Ereignissen fertigwerden, wenn sie geschehen würden. Eines Morgens standen wir neben einem russischen Lastwagen. Die Russen, die dort waren fragten uns: "Wohin seid ihr unterwegs, Mädels?" "Nach Krakau." "Wir fahren in diese Richtung." sagten sie und luden uns ein: "Wollt ihr mit uns fahren?" "Kommt, steigt ein." Stenia und ich stiegen zuerst ein. Ohne dass sie den anderen Mädchen die Möglichkeit anboten auch einzusteigen, drückte der Fahrer aufs Gas und das Fahrzeug fuhr des Weges und nur wir beide waren eingestiegen- und mit uns waren zwei russische Soldaten mit Schrecken erregendem Anblick. Als ich erkannte in was für eine Lage wir waren brach ich in Tränen aus und hörte die ganze Reise nicht auf zu weinen. Ich hatte schreckliche Angst vor dem was uns unterwegs geschehen würde, und falls nicht bei Tageslicht, dann vielleicht mit dem Einbruch der Nacht. Das Weinen beunruhigte mich und die Angst brachte mich zum Schweigen. Ich hörte nicht auf zu Jammern und aus dem hysterischen Weinen begann ich mich zu schütteln. Ich konnte mich nicht unter Kontrolle bekommen. Gegen Abend gelangten wir an einen Parkplatz. Alle stiegen aus und gingen in das Haus eines alten deutschen Ehepaares. Alle schauten mich an und wussten nicht, was sie mit mir machen sollten. Mein Gesicht war ganz aufgebläht und rot von all dem Weinen und es war unmöglich, ein einziges logisches Wort aus mir herauszubringen. Jeder Versuch mit mir zu reden vergrößerte nur mein Weinen. Stenia gelang es die Situation unter Kontrolle zu bekommen und

erklärte allen, dass ich sehr hysterisch sei und dass ich etwas Ruhe für meine Seele bräuchte damit ich mich beruhigen konnte. Alle setzten sich zum Essen. Ich aß ein bisschen und weinte weiter. Die Russen die natürlich dachten, dass ich seelisch krank war, waren von der ganzen Angelegenheit genervt und wir hörten, wie der Lastwagen mitten in der Nacht den Ort verließ. Das Geräusch des sich entfernenden Lastwagens hatte mehr Wirkung als jede Beruhigungstablette. Sofort nachdem sich der LKW entfernt hatte, beruhigte ich mich und fiel in einen guten und festen Schlaf. Am nächsten Morgen wachten wir auf. Das alte Ehepaar gab uns etwas zu essen und etwas Brot für unterwegs und zeigten uns den Weg. Wir kamen aus ihrem Haus in ein unbekanntes abgelegenes deutsches Gebiet. Hier gab es auch keine russischen Soldaten von denen man Hilfe bekommen könnte. Mit jedem Schritt vergrößerte sich die Gefahr. Wir waren zwei junge Frauen, entwurzelt, verloren, ausgestoßen, ohne Zugehörigkeit, sehr leicht von Umsiedlern und von Vergewaltigern zu mißbrauchen. Wir waren völlig ohne Schutz und ohne jegliche Möglichkeit uns selbst zu schützen oder unsere nächsten Schritte vorzubereiten. "Sind wir wirklich in die Freiheit gekommen?" fragte ich Stenia und auch mich selbst bitter. "Wo sind wir jetzt hineingeraten?" protestierte ich weiter, und mir kam keine Antwort. Im Lager wurde mir alles vorgeschrieben und hier hatte ich die Freiheit selber zu wählen. Was sind die Möglichkeiten die mir bevorstehen? Was erwartet mich in Krakau? Zu wem und wozu gehe ich dorthin? Das Trauma und die Unsicherheit kamen wieder in mir hoch und störten mein inneres Gleichgewicht. Die Trägheit und nicht die Begeisterung ließen mich weitergehen.

Meine energiegeladene Turboschwester war in einer völlig anderen Verfassung. Sie hatte einen ganz pragmatischen, romantischen Plan. Sie wollte nach Krakau zurückgehen, die Fabrik unseres Vaters zurückerhalten und eine starke Liebesbeziehung anfangen und eine Partnerschaft eingehen. Sie wusste genau, wohin wir gehen würden und was sie tun wollte. "Gigusch," sagte sie mir, "du wirst sehen, es wird alles in Ordnung sein. Wir werden nach Krakau kommen und zuerst zu unserem alten Dienstmädchen gehen. Sie wird sich sehr über uns freuen und wird uns sicher die ersten Tage bei sich wohnen lassen. Wir werden wieder spüren was treue Liebe ist und von dort aus werden wir weiter sehen. Ich vermisse sie. Du nicht?" Ich wusste nicht, was ich antworten sollte. Ich spürte kein Verlangen, ich spürte nur Schmerz und Opfer. Meine Schwester fuhr fort mich zu ermutigen: "Wir werden uns organisieren und vielleicht werden wir herausfinden, was mit unserem Vater geschehen ist. Wir werden herausfinden, wer von unseren Freunden am Leben geblieben ist und vielleicht kannst Du anfangen, etwas zu lernen. Hab noch ein wenig Geduld... es wird alles wieder besser sein...."

Ich folgte ihrem Rat und ging mit ihr. Ihr Ehrgeiz, ihre Standfestigkeit und unser Zusammengehörigkeitsgefühl waren meine Hauptantriebskraft. Wir gingen erleichtert weiter auf unserem Weg. Bald darauf begegneten wir einer Gruppe Menschen aus einem Dorf in Polen, die nach Deutschland gekommen waren um zu plündern und von den Deutschen soviel wie möglich zu stehlen. Wir fingen mit ihnen ein Gespräch auf Polnisch an und bemühten uns ohne Akzent zu sprechen, damit sie unsere jüdische Herkunft nicht entdecken würden. In ihrer Gruppe war auch eine Frau und sie luden uns ein, sich ihnen anzuschließen. Sofort fühlten wir uns etwas sicherer. Sie sorgen sich darum dass jeder von uns einen Schlafplatz, Essen und Kleidung hatte und kümmerten sich um unsere Versorgung und um Alles weitere was wir brauchten. Wir fühlten uns um Einiges besser. An einem Tag sahen sie einen Lastwagen rumstehen. Sie fragten den Fahrer, wohin er fuhr und er antwortete: "Nach Stettin."

Die Richtung passte uns, und wir wussten, dass wir in Stettin an der Ostseeküste einen Zug nehmen konnten und eine größere Strecke zurücklegen konnten auf dem Weg zu unserem Ziel. In den hinteren Teil des Lastwagens stellten sie Bänke und dort setzten wir uns alle hin. Nach einer langen Reise auf zerstörten und abgefahrenen Straßen kamen wir nach Stettin. Die Polen kümmerten sich um einen Schlafplatz für uns und am nächsten Tag stiegen wir in einen Zug auf dem Weg in den Süden. Diesmal setzten wir uns wie normale Menschen in ein bequemes Abteil mit weichen

Sitzbänken und der Zug fuhr los. Wir hatten kein Geld um die Reise zu bezahlen, aber in diesen Tagen war die Unordnung so groß, dass kein Mensch von uns Fahrkarten sehen wollte und niemand verlangte Geld für die Reise im Zug. Ich drängte mich in eine Ecke und blieb dort still und aufmerksam sitzen. Mit uns im Wagon waren zwei Polen. Anständige und ehrenvolle Herren, die ab und zu in distinguierten Polnisch redeten und dabei sehr höfliche Anredeformen benutzten: "Mein Herr, Direktor" sagte der erste dem anderen. "Ehrwürdiger Herr, wissen sie die Wahrheit ist, Hitler, der diesen grausamen Krieg angefangen hat und unser Polen zerstört hat machte etwas, was die Polen selbst hätten machen sollen, was sie nicht wagten." "Worauf möchte der ehrwürdige Herr hinweisen?" sagte der zweite Herr. "Der Judenvernichtung natürlich. Nur gut dass er dieses so vorzüglich getan hat." Ich spuckte die Spucke, die ich im Mund hatte hinunter und war entsetzt. Ich blieb still und sagte nichts. Und ich zeigte auch nicht, dass ich ihr Gespräch verstanden hatte. Sie stiegen an ihrem Ausstiegsort aus und ich wandte mich wütend an meine Schwester: "Sag mir, hast du verstanden, was die zwei gesagt haben?" Stenia schaute mich an und antwortete nicht. Ich fuhr fort und redete auf sie ein: "Sag mir, wohin fahren wir? Wofür? Was erwartet uns hier in Polen?" Stenia antwortete mir leise und versuchte mich zu beruhigen: "Gigusch, was bedeutet das, wohin reisen wir? Wir fahren nach Krakau, um unser Leben zurückzuerhalten. Glaubst du, dass alle Polen so grausam sind? Nimm dir das nicht so zu Herzen. Du wirst sehen, wenn wir in Krakau angekommen sind, das dort alles anders aussehen wird. Ich verspreche es dir." Ich antwortete ihr nicht, denn ich wusste wirklich nicht, was richtig war und was nicht richtig war.

Wir reisten weiter im Zug richtung Krakau. Die Reise war schwer und wirklich anstrengend. Es schaukelte die ganze Zeit. Wir stiegen aus dem Zug, streckten und dehnten unsere Glieder und gingen richtung Weichselbrücke, die in das Viertel führte, in dem unser Dienstmädchen wohnte. Als wir einige Jahre vor dem Krieg aus Krakau vertrieben worden waren, war uns diese Stadt sehr bekannt und schon fast traumhaft. Zu Beginn des Krieges, in dem Moment als die Deutschen in die Stadt einzogen, zerstörten sie sie nicht, denn sie war als Beispielstadt vorgesehen. Als ihre Niederlage sie dazu zwang, die Stadt zu verlassen, zerstörten die Deutschen sie ohne Rücksicht. Das Sprengen der Weichselbrücken waren eines der Dinge, die sie zuerst unternahmen. Neben den gesprengten Brücken entwickelte sich ein Verkehr mit kleinen Booten die auf dem Fluss hin und her fuhren und die Menschen nach Krakau oder aus der Stadt herausbrachten. Diese Überfahrt kostete Geld. Wir aber hatten kein Geld, nicht einmal einen einzigen Zloty. Wir erinnerten uns daran, dass uns jemand unterwegs zwei Zigarettenpakete gegeben hatte. "Das ihr etwas habt, für alle Fälle." Stenia zögerte nicht, ging zu einem der Bootsleute und sagte ihm: "Ich habe kein Geld, aber ich habe eine Packung Zigaretten und ich möchte, dass Sie uns dafür hinüberbringen." Sehr erfreut erklärte er sich bereit uns überzusetzen. Wir wussten nicht, dass Zigaretten um Einiges teurer waren als die Überfahrt in eine Richtung. Aber es war uns auch überhaupt nicht wichtig. Er brachte uns über die Weichsel und dann waren wir schon in der Nähe des Ortes wo Luscha, unser Dienstmädchen lebte, unser Engel, der uns die Erlösung bringen würde, die reine Seele, von der wir wussten, dass sie uns liebevoll empfangen würde. Wir gingen entschlossen in die Richtung ihrer Wohnung, in ihre kleine Straße, die wir sehr leicht fanden.

Eine dunkle, schwere Zeit hatte ich seit dem früheren Leben welches völlig verschwunden war durchgemacht. Die ganze Zeit hindurch sehnte ich mich nach der Wärme und Liebe eines einfachen warmen und gemütlichen Hauses. Als ich dort auf der Straße ging spürte ich, dass ich voller Erregung war, die ich unterdrückt hatte und die mich begleitete. Neben dem Bewusstsein dieser bitteren Erfahrung war in mir etwas, was mir sagte, dass das Ganze wieder gut werden konnte. Aber an der Liebe und Hingabe von Luscha und an ihrer Hilfsbereitschaft zweifelte ich keinen Augenblick. Wir klopfen an die Tür. Die Überraschung uns beide zu sehen war immens. Sie machte ein Kreuzzeichen, fing an zu weinen, umarmte uns und sagte: "Stenia, Gigsia, meine Lieben, ihr seid hier..." Noch einmal machte sie ein Kreuzzeichen und rief erregt ihren Mann: "Schau, wer hier ist. Die Kinder von Frau Holländer. Sie sind zurückgekommen. Sie sind hier..." Und wieder machte sie ein Kreuzzeichen und stotterte: "Jesus Christus, Jesus Christus..." Sie

schaute uns mit Tränen in den Augen an, öffnete ihren Mund und fragte: “Wo ist Gigsia, meine kleine Dicke? Was ist mit der gesunden und starken Stenia passiert?” “Wie abgemagert ihr seid, wie dünn ihr geworden seid!” Mit großer Entschlossenheit und der uns bekannten Tatkraft ging sie in die Küche und sagte uns: “Kommt, ihr müsst etwas essen.” Sie kochte uns eine gute, warme, sättigende Mahlzeit die den hungrigen Magen und das Herz erwärmte und den Durst nach Liebe sättigte. Die Nacht kam und die Müdigkeit und Erregung hatte uns völlig erschlagen. Luscha schlug uns vor ins Bett zu gehen und wir gingen schlafen. Ihre Wohnung war eine winzige Einzimmerwohnung. Es gab dort zwei kleine Betten die zusammengestellt ein Doppelbett ergaben. Sie ging und schlief mit ihrem Mann in einem Bett und gab mir und Stenia ihr Bett. Wir legten uns in das Bett und zum ersten Mal seit Jahren schlief ich tief und gut. Als ich die Augen öffnete sah ich eine Ikone mit Maria, die mich anschaute und ich sagte sehr zynisch: “Schau wir gut sie auf uns aufgepasst hat!”

Stenia lächelte und nickte mit ihrem Kopf. Und ich – nach dem Lager und nach all diesem Grauen, nach dem Tod meiner Mutter und all dem Verlust und Leid, uns erfaßten, war für mich kein Gott da und gibt es auch keinen Gott . Weder unseren Gott noch den Gott von anderen.

Diese Nacht war eine der besten Nächte in der ich träumte und mich freute. Nachdem ich einige Minuten nachgedacht hatte, sagte ich zu Stenia: “Ich glaube, dass wenn wir hier, sicher vor allem Bösen und durch die hingabevolle Luscha beschützt, angekommen sind, dann ist das ein Zeichen, dass unsere Mutter von oben auf uns aufgepasst hat. Nur ihre Liebe konnte es herbeiführen, dass wir hier sind ohne dass wir auf dem Weg verlorengegangen, beraubt, vergewaltigt oder überfallen worden sind. Stenia antwortete mir nicht, aber ich sah die Feuchtigkeit in ihren Augen und leise und mit einem leichten Seufzen sagte ich, vielleicht zu Stenia, oder vielleicht zu mir selber: ”Ich sehne mich so sehr nach unserer Mutter...”

Krakau nach dem Krieg

Ähnlich wie wir waren auch viele andere nach dem Krieg zurück in die Stadt gekommen, in der sie geboren waren. Dort war es am einfachsten, von Vorne anzufangen. Es war am sinnvollsten, dort anzufangen unsere Freunde und Lieben zu suchen, die im ganzen Verlauf des Krieges zerstreut worden waren, mit der Hoffnung dass sie noch am Leben waren und dass sie auch in die Stadt kommen würden oder zumindest, dass eine Botschaft über ihren Verbleib hierherkommen würde.

In der Stadt Krakau, die schon im Januar befreit worden war, organisierte sich das Leben der jüdischen Gemeinde selbständig und man baute dort etwas auf, was man heute ein “Informationszentrum” nennen würde. An der Wand hingen Listen und Zettel auf einem Nachrichtenbrett. Wer sucht wen? Wer hörte von wem? Wer hat wen gesehen? Eine Nachricht über diesen oder jenen. Ein jeder der etwas gehört hatte, etwas wusste, eine Nachricht suchte, oder etwas ausrichten konnte oder irgendeine Bekanntschaft hatte, schrieb dies in die Liste oder auf das Nachrichtenbrett.

Stenia ging dort regelmäßig hin und eines Tages sah sie eine Nachricht wo geschrieben war, dass Leopold Holländer in der Stadt sei und dass er seine Verwandten suchte. Die Nachricht enthielt natürlich seinen Wohnort. Es gab damals natürlich keine Telefone, und Kommunikation konnte man nur machen indem man zu Fuß zu dem Ort ging wo derjenige wohnte, der seine Verwandten suchte. Gegen Abend, am Ende eines ergreifenden und aufregenden Tages, erzählte mir meine Schwester als wir uns trafen was sie an diesem Tag gesehen hatte und was ihr passiert war, nachdem sie die Nachricht auf dem Brett gelesen hatte. Und sie erzählte, dass sie keinen Augenblick Zweifel hatte, wie sie sich von ganzem Herzen freute, und wie sie aufgeregt und unruhig war und wie sie auf den Wellen der Hoffnung und der Freude zu dem Ort gerannt war. Wie sie an die Tür geklopft hatte und wie die Tür nicht von Vater sondern von seinem Bruder Heinrich geöffnet worden war.

Sie erklärte mir, wie sie sich gegenseitig anschauten, als sie noch nicht eingetreten war und wie sie nach dem ersten leichten Schock erregt eintrat und die Familiengefühle sie wieder einmal überwältigten. Onkel Heinrich hatte den Krieg in Russland verbracht und war so am Leben geblieben. Seine Frau, unsere Tante war mit uns in den Lagern gewesen, und sie war es, die im Krankenhaus bei der verletzten Laluscha geblieben war als wir schon nach Krakau vorrausgegangen waren. Stenia erzählte ihm unsere Geschichte und wunderte sich, warum er den Namen von Vater benutzte. Er erzählte ihr, dass er in einem bestimmten Moment vor der russischen Armee geflohen war und damit sie ihn nicht identifizieren würde, hatte er sich entschlossen, sich mit dem Namen unseres Vaters zu bezeichnen. Er lud uns ein, bei ihm im Haus zu sein, und so machten wir es und zogen zu ihm. Er wusste gut wie man auf dem Schwarzmarkt handeln musste, so dass in seinem Haus Essen war, nicht sehr reichlich, aber es gab etwas. Nach einiger Zeit war unsere Onkel ein wohlhabender Mensch und konnte sich viel erlauben.

Das Handelsleben in Krakau blühte. Es war ein Handel mit Gegenständen, und Preisen und Summern die von Hand zu Hand gingen. In der Stadt entstand ein Schwarzmarkt wo die Zigaretten eine der begehrtesten und wertvollsten Objekte waren. Aber auch für Kleidungsstücke und Möbel gab es einen weiten Markt. Die Menschen kehrten ins Leben zurück und brauchten etwas für das Leben, und etwas um ihr Haus einzurichten. Auch wir nahmen daran teil, denn dies war der einzige Weg etwas zu verdienen und essen zu kaufen. Womit handelten wir? Womit handelten wir nicht?...Es gab Objekte und Gegenstände aus unserem alten Haus, die unser Vater seinerzeit verteilt hatte. Wir gingen und holten sie uns sofort, von denen, die sie für uns aufbewahrt hatten wieder zurück. Es waren Kleider meiner Mutter und unseres Vaters, die liebe Menschen für sie aufbewahrt hatten. Und es gab Möbel, die einige von ihnen gelagert hatten. Es gab auch Bekannte des Vaters, bei denen er Geld hinterlassen hatte. Nicht jeder bei dem wir an die Tür klopfen öffnete uns. Aber es gab solche, die uns mit Freude das zurückgaben was bei ihnen war und die uns viel Glück wünschten. Dann gab es andere, die, als sie sahen, wer wir waren uns nicht eintreten ließen. Es gab wieder andere, die uns erlaubten hereinzukommen, aber sie sagten, dass die Deutschen alles mitgenommen hatten. Es gab noch weitere, die alles leugneten. Zu den meisten Menschen gingen Stenia und ich zusammen. Es war nicht sehr einfach. Die Erinnerungen holten mich ein. Auch das Gefühl bedürftig zu sein war nicht sehr angenehm. Dazu kam noch die Unsicherheit, die in mir bohrte. Aber ich hatte auch das Gefühl, dass ich es verdient hatte, denn mein Vater hatte die Schätze, die wir hatten vertrauensvoll in ihre Hände übergeben, damit wir sie haben konnten, wenn wie sie bräuchten.

Zwei Ereignisse sind mir in Erinnerung geblieben: Ein guter und ein unangenehmer. Ich fange mit dem guten an: Wir klopfen an die Türe eines Polen bei dem mein Vater etwas später Geld als Pfand hinterlassen hatte. Er sah uns in der Öffnung, bat uns hineinzukommen, fing an zu zittern und wurde ganz schwach vor lauter Erregung. Er setzte sich auf seinen Stuhl, fing an zu weinen und sagte: "Ich bin so froh, euch zu sehen. Ich freue mich so, dass ihr überlebt habt. Zumindest seid ihr hier bei uns." Liebevoll gab er uns das ganze Geld, das der Vater bei ihm gelassen hatte. Eine gute Ergriffenheit packte mich. Ich spürte, dass mir jemand die Seele streichelt. Er fragte noch einige Fragen, wünschte uns aus ganzem Herzen alles Gute und wir gingen ganz erregt von dort weg. "Es gibt auch gute Polen. Siehst du wie gut der Vater wusste, sich seine Freunde richtig auszusuchen. Schau mal was für eine gute Verbindung er mit unserem Vater und uns hat."

Im zweiten Fall kamen wir in ein Haus wo unsere Eltern Kleidung und ein paar andere Sachen zurückgelassen hatten. Die Hausfrau ließ uns an der Schwelle stehen und sagte mit einem unangenehmen und harten Ton: "Wir haben schon Garnichts mehr von euch. Die Deutschen kamen und haben Alles mitgenommen." Ich sah, dass sie log und dass sie wollte, dass wir gingen. Noch bevor wir uns umdrehten um zu gehen kam ihre Tochter an der Türe an. Sie trug ein Kostüm unserer Mutter. Ich starrte wie hypnotisiert auf das Kostüm und dachte, dass ich einen Herzinfarkt

bekommen würde. "Komm!" sagte ich zu Stenia. "Ich fühle mich, als würde ich gleich in Ohnmacht fallen." Ohne ein Wort zu sagen drehten wir uns um und gingen von dort, während unser Hals erstickte von Tränen und unsere Seele voller Schmerz und voller Zorn und Sehnsucht und Schmerz und Beleidigung war. In vieler Hinsicht fiel mir die Rückkehr nach Krakau sehr schwer. Ich konnte nicht an den Platz des ehemaligen Gettos gehen. Meine Füße konnten mich dort nicht hinbringen und meine Seele wurde nicht geheilt von dem Schrecken des Terrors und seinem Anblick, den ich dort erlebt hatte.

Ohne Unterlass suchten wir nach Nachrichten von Vater. Nach einigen Tagen wussten wir, dass die Soldaten der englischen Brigade nach Mauthausen in Österreich gekommen waren, und dass sie ihn dort in einem beinahe kritischen Zustand gefunden hatten. Gegen das Ende des Krieges erlaubten ihm die Deutschen nicht, weiter für die Baracke verantwortlich zu sein. Sie zwangen ihn, draußen schwere Arbeit zu tun, in einem Steinbruch Steine zu schleppen und was nicht noch. Sein Körper hielt das nicht auf. Sein Gewicht sank auf vierzig Kilogramm. Seine Rippen nahmen schweren Schaden und weitere Glieder seines Körpers waren verletzt. Er war völlig gebrochen. Aufgrund seines schweren Zustandes sorgten sich die Brigadesoldaten um ihn und brachten ihn auf das erste Schiff, das kam und verschifften ihn nach Palästina. Dort kam er sofort ins Yerakon Krankenhaus. (Heute ist dort die Aleph-Yud Schule neben dem Auditorium in der Striker Straße in Tel Aviv.) Mein Vater versuchte mit irgendjemandem eine Nachricht nach Krakau zu schicken. Eine Nachricht die uns mitteilen sollte, dass er am Leben war und sich in Israel befand.

Stenia suchte fiebernd nach einer Nachricht über ihre große Liebe David Melzer. Sie schrieb seinen Namen auf die Informationstafel und schrieb ihre Adresse als eine die Nachricht sucht dazu. Nach einiger Zeit kamen einige junge Männer zu uns und wandten sich an Stenia: "Wolltest du Nachricht über David Melzer?" "Ja" war die Antwort und ich sah in ihrem Gesicht Zeichen von Angst und Hoffnung. "Er ist mein zukünftiger Bräutigam." "Sieh her," sagte einer von ihnen. "Es tut uns sehr leid für dich, denn wir bringen keine gute Botschaft." Stenia konnte kein Wort herausbringen und hörte angespannt, traurig, und schmerz erfüllt zu. "Weißt Du wie sehr dein Vater David geliebt hat? Nicht wahr, er war für ihn wie ein Sohn." und ein anderer fuhr fort: "Damals als Herr Holländer aus Plaschow abtransportiert werden wollte, entschloss sich David Plaschow zusammen mit ihm zu verlassen, obwohl er dort noch hätte bleiben können." Ich hatte das Gefühl, dass ich die Entscheidung von David verstand, denn ich erinnere mich, wie sehr unser Vater ihn geliebt hatte und wie sicher er sich bei Vater gefühlt hat. Der junge Mann fuhr fort und erzählte: "Das Schicksaal hat David so wie uns alle getroffen. Schon sehr schnell wurde er von eurem Vater getrennt und an einen anderen Ort gebracht. Unterwegs blieben sie plötzlich stehen und nach einiger Zeit war er durstig und David ging zu einer Wasserquelle, die verunreinigt war und trank daraus. Nach kurzer Zeit bekam er Magenkrämpfe und ist daran gestorben." Sie beendeten ihre Geschichte, sagten, dass es ihnen leid tue, dass sie uns eine so schlechte Botschaft bringen mussten und gingen. Viele Tage gingen vorüber und Stenia hörte nicht auf zu weinen. Ihre ganze Hoffnung das Leben wieder von dem Punkt wo es aufgehört hatte, neu anzufangen war ausgetilgt worden. Noch ein geliebter Mensch verschwand aus ihrem Leben und verstärkte das Gefühl verwaist, machtlos und traurig zu sein. Ich wusste nicht, wie ich sie trösten konnte. Wir waren ja frei und brauchten keine Angst mehr um unser Leben zu haben. Eine rosige und schöne Zukunft erwartete sie. Alles sprang ihr ins Gesicht. Die gesunde und richtige Lösung für sie war es, sich in schwere Arbeit zu stürzen damit sie von diesem bohrenden Schmerz abgelenkt wurde. Stenia, die schon 21 Jahre alt war und damit eine erwachsene Frau, begann sich mit unglaublichem Eifer dafür einzusetzen, daß wir die Fabrik unseres Vater zurückbekommen konnten. Sie war zuversichtlich, pragmatisch, diszipliniert und durchsetzungsfähig. Ich war zu der Zeit 17 Jahre alt und war nur fünf Jahre zur Schule gegangen. Meine Schwester, die mich kannte, bestand darauf, dass ich Kurse besuchte um das, was mir fehlte nachzuholen. Ihre Intention war wunderbar, aber ich war seelisch noch nicht dazu bereit. Alles erschien mir gleichgültig und ohne Bedeutung. Ich steckte in einem Abgrund der Apathie, alles erschien mir bedeutungslos und uninteressant. Mich interessierte nicht was wir lernten, und mir

erschien es gleichgültig, Daten auswendig zu lernen oder mir historische Prozesse zu einzuprägen. Ich besuchte die Kurse nur um Stenia nicht zu verletzen. Ich erinnere mich nicht mehr, was für eine Schülerin ich war. Ich weiß nicht mehr, ob ich meine Arbeiten einreichte oder ob ich meine Hausaufgaben machte oder nicht. Hinzu kam, dass mein physischer Zustand schlechter wurde. Ich war sehr abgemagert und schaffte es nicht zuzunehmen. Die große Angst aller war, dass sich mein ausgelaugter Körper mit Tuberkulose oder mit einer der anderen Krankheiten, die in der Gegend herumgeisterten ansteckten würde.

Inzwischen war meine Tante nach Krakau zurückgekommen und die Freude meines Onkels nahm kein Ende. Er entschied sich Krakau zu verlassen um für einige Zeit in die Slowakei zu reisen, damit sie sich ausruhen konnte und gesund werden würden. Sie wollten ihre Zweisamkeit genießen und sie erneuern und das Leben zurückerhalten, dass ihnen die ganze Kriegszeit hindurch nicht gegönnt war. Sie war einverstanden und er sagte mir und meiner Schwester, dass es sehr wichtig wäre, dass auch ich mit ihnen fahren würde. "Gigsia, du musst mit uns kommen." sagte er: "An einen Ort, wo du wieder zu Kräften kommen kannst, wo du wieder gesund wirst und wo du zunehmen kannst. Du musst wieder zu dir kommen und als gesunde und starke Frau ins Leben zurückzukehren." Ehrlich gesagt, wollte ich nicht mitfahren. Es hat mich überhaupt nicht gereizt. Vielleicht wegen der Trägheit die mich beherrschte. Vielleicht hatte ich Angst, mich von Stenia zu entfernen, vielleicht fürchtete ich mich davor, dass ich mich dort langweilen würde. Am Anfang weigerte ich mich. Stenia redete auf mich ein, dass ich es müsste und sagte mir, dass auch eine gute Freundin von ihr in der gleichen Zeit dorthin reisen würde. Mein Onkel gab nicht auf: "Komm für einen oder zwei Monate mit uns. Sobald es dir zu viel wird, kannst du zurückkommen. Ich verspreche es dir." Ich reiste mit. Die Freundin von Stenia und ich wohnten in einer Pension, und mein Onkel nahm sich eine möblierte Wohnung um die Zweisamkeit mit seiner Frau zu genießen.

Nach unserer Definition ist eine Pension ein Ort, an dem man sich ausruhen und erholen kann. Wir verbrachten unsere Tage mit Spaziergängen und langen Bergtouren in der Natur und der frischen Luft und aßen gutes, nährreiches Essen. All dies trug ihren Teil dazu bei und allmählich spürte ich, wie ich mich erholte und beruhigte. Nicht sehr weit entfernt von uns gab es ein Hotel. Damit das Hotel etwas bekannter wurde, spielte dort an manchen Abenden, damit das Hotel ein Tanzorchester fröhliche Tänze und einige Bewohner und andere Gäste tanzten zu der Musik. An einem der ersten Abende als wir dort waren trafen wir ein Ehepaar bekannter Juden mit denen wir uns anfreundeten und mit denen wir tanzten und unsere Zeit verbrachten. Zu der Zeit gehörte es sich nicht, dass zwei junge Frauen allein solch einen Ort besuchten. Aber zu viert waren wir schon eine nette Gruppe und es war sehr angenehm zusammen.

Nachdem wir eine Woche an dem Ort verbracht haben kam eines Tages ein junger Mann der eine Uniform der englischen Armee trug, in das Hotel. An seinem linken Ärmel standen ein paar Worte auf Englisch und darunter ein Wort auf Hebräisch und etwas was meine Aufmerksamkeit an sich zog, ein Bild von einem Davidstern auf einer hebräischen Fahne. Ohne zu zögern wandte ich mich an ihn und begann mit ihm auf Polnisch zu reden. Er antwortete mir auf Englisch und wir konnten kein Gespräch zwischen uns aufbauen. Dann brachte ich einige Worte, an die ich mich noch auf Hebräisch erinnern konnte hervor. Er war sehr überrascht und dann fingen wir an irgendwie zu reden: "Schalom lecha." sagte ich ihm mit überströmender Begeisterung, zeigte auf den Davidsstern und fragte ihn: "Was bedeutet das? Warum ist der auf ihrem Arm?" Er lächelte und antwortete auf Hebräisch, indem er versuchte, sich möglichst einfach auszudrücken: "Ich bin Soldat aus Israel. Das ist unser Symbol, so ähnlich wie bei den Juden in Nazi -Europa, aber mit einer hebräischen Fahne." Um wie mir scheint, das Wort "stolz", "Mitgefühl" oder "Anteilnahme" zu sagen, legte er seine Hand auf sein Herz und ließ sie dort einige Zeit liegen. Zu dieser Zeit war ich sehr spontan, ich umarmte ihn warm und hörte nicht auf zu sagen: "Aretz Israel, schalom lach, Aretz Israel Schalom lach" Die Freundin von Stenia gesellte sich zu uns und ihm konnte sehr gut antworten, denn sie hatte schon um einiges mehr Hebräisch gelernt als ich. Der Soldat war sehr

berührt zu sehen und zu hören, dass wir Juden waren und dass dieses Gespräch stattfand. Ich erzählte ihm, dass mein Vater in Israel ist und dass ich nicht wüsste, wo er sich aufhielt. Ich erzählte ihm, dass ich eine Kusine hätte, die in der Herzl Straße in Tel Aviv wohnte, und dass dies sicher die schönste Straße in Tel Aviv sei. Er fragte: "Warum glaubst du das?" "Denn so hat es Herzl verdient." antwortete ich. Und ich fügte bestimmt hinzu: "Er ist der wichtigste Mann für die Juden heute." Der Soldat lächelte und machte keine Umstände aufzuhören. Wir fragten ihn, wann er nach Israel reisen würde und er antwortete, dass er in Kürze fahren würde. Mein Herz drängte mich und ich entschloss mich meine natürlichen Hemmungen zu überwinden und ich wandte mich mit der Bitte an ihn und mit der Hilfe meiner Freundin erklärte ich: "Ich möchte einen Brief an meine Kusine schreiben, damit sie diese Information an meinen Vater weiterreicht. Mein Vater weiß nicht, dass ich und meine Schwester überlebt haben. Sicher erwartet er irgendein Zeichen von uns. Können Sie warten, bis ich einen Brief an ihn geschrieben habe und ihn für mich mitnehmen, wenn sie zurück nach Israel fahren?" Sein Gesicht wurde weich und ein warmes Lächeln breitete sich darüber aus. Er sagte erregt: "Natürlich. Sehr gerne. Ich verspreche dir, dass der Brief so schnell wie ich kann in seine Hände kommen wird." Ich ging an die Theke des Hotels, bat um ein Stück Papier und setzte ich mich an einen Tisch um zu schreiben. Voller Aufregung, Sorgen, Sehnsucht, Schmerz und Freudentränen schickte ich mich selbst und meine Gefühle an den Vater. Ich schrieb, dass wir, seine lieben Kinder noch leben, und gesund, und heil sind. Dass wir in Krakau lebe und dass ich im Moment noch in einer Pension war und noch längere Zeit hier sein würde und dass ich den Moment, an dem wir wieder zusammen sein würden, kaum erwarten konnte. Und dass ich mich danach sehne, und dass ich mich auf den Moment an dem wir uns umarmen und uns küssen und wieder zusammen sein könnten ungemein freuen würde.

Der Soldat reiste ab und unser gewöhnlicher Tagesrhythmus ging weiter. Die gute, gesunde Landkost, die Wanderungen und Tänze und die angenehme Gesellschaft taten das ihre und sehr schnell nahm ich an Gewicht zu und sah sehr gut aus. Ich bin in der Pension angekommen als ich vierzig Kilo wo und ich verließ sie, nach drei Monaten und wog gesunde 62 Kilo. Wir freundeten uns mit dem jüdischen Ehepaar an, das vor Ort lebte. Es war keinen Augenblick langweilig, es war einfach eine wundervolle Zeit.

Es ging fast ein weiterer Monat vorbei seit der Soldat verreist war und eines Tages, als wir von unserer Wanderung zurückkehrten kamen meine jüdischen Freunde aus dem Ort zu mir. Sie kamen vorsichtig zu mir und auf ihrem Gesicht war ein Ausdruck, den ich nicht deuten konnte: Hatten sie Sorgen, Bedenken? War es Erregung? Ich konnte es nicht sagen. "Was ist mit Euch? Alles in Ordnung?" Sie antworteten mir nicht direkt und sagten: "Komm, Gigsia, komm, setzt dich einen Augenblick hin. Ich schaute erst die eine und dann den anderen an und versuchte festzustellen was los war: "Was gibt es? Ist etwas nicht in Ordnung?" Ich war sehr neugierig und leicht besorg. "Ist alles in Ordnung?" fragte ich sie, und sie kamen zurück und versicherten mir: "Alles ist in Ordnung." Und sie fragten mich vorsichtig: "Kennst du jemanden in Palästina?" "Ja" antwortete ich aufgeregt. Ich wusste nicht ob ich besorgt sein sollte oder nicht. "Mein Vater ist in Palästina." ein Lächeln kam auf ihre Gesichter und sie sagten: "Also, heute ist ein Soldat von der Brigade gekommen und brachte für dich einen Brief von deinem Vater." Sie reichten mir einen Brief in einem braunen Umschlag. Ich nahm den Umschlag, schaute in ihre von Erregung bewegten Augen. Ich betrachtete die mir vertraute, ordentliche Handschrift meines Vaters und fühlte wie mein Herz anfang stark zu schlagen. Mit großer Liebe, als seien sie in Eile ging das Ehepaar seines Weges und ließ mich allein. Ich setzte mich auf den Bürgersteig und aufgeregt und eifrig öffnete ich den Umschlag. Diesen Brief, das erste Lebenszeichen meines Vaters bewahre ich bis zum heutigen Tag bei mir auf. In den ersten Worten des Briefes erklärte er was er spürte, als er meinen Brief bekam und er erklärte genau aus der Tiefe seines Herzens welche Berührung, Erregung und was für eine Freude es für ihn war, meine Worte zu lesen. Er erklärte mir, wie sehr er von dem Augenblick als er hörte, dass wir gesund und heil in Krakau seien erleichtert war und wie dadurch neue Lebenskraft in ihn zurückgekehrt war. Dann erklärte er uns auf seine Weise, dass wir das schreckliche Krakau und

alles was in Polen ist verlassen sollten und nach Deutschland reisen sollten und uns von dort auf unserem Weg zu ihm nach Israel machen sollten. Von Deutschland schrieb er, sollten wir nach Italien reisen. Nach seinem besten Wissen sei es von dort aus leichter an unser Ziel zu gelangen. Er erklärte mir, dass man im Leben weiterkommen muss und das der Ort an dem wir vorwärtskommen würden, der Ort an dem sich unsere Zukunft befinde, das Land Israel sei. Im Leben gibt es besondere Momente, hoffnungslose, voller Schmerz und Momente mit großer Freude und es ist sehr schwer, diese in Worte zu fassen. Das war diese Art von Moment. Als ich den Brief zu Ende gelesen hatte, blieb ich sitzen und in mir stieg eine große Aufregung auf: Schmerz, und das Gefühl von einer Freude die bis zum Himmel reicht und ein abgrundtiefer Schmerz darüber, dass meine Mutter nicht da war um das Bild komplett zu machen.

Ich riss mich zusammen, stand auf und beschloss, sofort nach Krakau zurückzufahren. Stenia sollte den Brief lesen und wissen, dass der Vater noch am Leben war. Ich erzählte meinem Onkel von dem Brief. Er umarmte mich mit großer Freude, rief seine Frau und erzählte ihr die gute Nachricht. Voller Freude sagte ich ihm, dass ich jetzt nach Krakau zurückkehren müsste, um meine Schwester zu treffen um auch sie den Brief lesen zu lassen damit auch sie, das verspüren konnte was wir gerade spürten. Mein Onkel argumentierte nicht mit mir, sondern er gab mir seinen Segen und das Geld, damit mir an nichts fehlen würde. Dann fuhr ich zusammen mit noch einem jungen Mädchen, das ich dort kennengelernt hatte los. Die Reise unternahmen wir teils mit der Bahn und teils zu Fuß. Die Slowaken, die wir unterwegs trafen waren sehr freundlich. Sie waren stolze Patrioten, die sich darüber freuten, dass wir uns entschlossen hatten unsere Ferien in ihrem Land zu verbringen. Sie wollten wissen, wie es uns gefallen hatte und von wo wir kamen und sie luden uns ein, wieder in ihr Land zurückzukommen. Wir fühlten uns sicher und gerne gesehen, aber als wir die polnische Grenze erreichten bekamen wir einen Schrecken. Die Begegnung mit den polnischen Grenzpolizisten war unangenehm, demütigend und aggressiv. Bis heute glaube ich, dass das es ein Wunder war, daß wir vor Vergewaltigungen verschont geblieben sind. Das Aussehen meiner Begleiterin war nicht besonders anziehend. Sie bestand darauf, immer vor mir zu gehen und die erste an jedem Ort zu sein. Ihr Aussehen, welches die Menschen von ihr abschreckte ermöglichte auch mir den Weg zu gehen ohne angerührt zu werden. Nachdem wir die Grenze nach Polen sicher überquert hatten gingen wir zu Fuß bis zu unserem nächsten Ziel. Am späten Nachmittag gelangten wir in eine Stadt mit dem Namen Novo Tarek. Wir gingen dort ein bisschen herum und plötzlich sahen wir dort einige Jungen, die ich noch aus Plaschow kannte. Wir freuten uns sehr uns zu treffen und waren froh, dass wir die Hölle überlebt hatten und noch am Leben waren. Einem von ihnen den ich schon besser kannte sagte ich, dass ich nach Krakau fahren würde und ich erklärte ihm warum. Er war sehr bewegt von meiner Geschichte und sagte mir sofort: "Heute klappt das nicht mehr, bleibt noch hier bei unseren Freunden und morgen organisiere ich dir ein Fahrzeug für dich, das dich nach Krakau bringen wird. Am folgenden Tag nachdem er mir mitgeteilt hatte, dass das Auto am Nachmittag kommen würde, machten wir eine Wanderung in den Bergen in der Umgebung. Wir freuten uns wie junge Leute sich voller Freude freuen können und wir machten ein paar Fotos zum Andenken. Dieses Vergnügen wärmte mir das Herz und erneut wagte ich wieder zu hoffen und zu glauben, dass ich noch ein gutes Leben vor mir haben würde. Der Nachmittag kam und wir gingen zum Auto. Es war ein kleiner Lastwagen, auf die Ladefläche hatte man Sitzbänke für die Reisenden gestellt. Ich wollte schon aufsteigen, aber mein Bekannter hielt meine Hand gedrückt, zog mich beiseite und sagte: "Hör zu, du kannst nicht alleine reisen. Du hast keine Ahnung, wie gefährlich die Wege sind. Ich fahre mit dir." Ich freute mich sehr, aber ich wollte nicht, dass er seine Pläne wegen mir ändern würde und ich sagte ihm: "Warum so gefährlich? Ich reise hier zusammen mit anderen, a anständigen Menschen." Er schaute mich an, als würde er mir nicht glauben und sagte: "Du bist noch jung und rein Gigsia, und du weißt nicht, was für ein Dschungel Polen in unseren Tagen ist und wie gefährlich die Wege sind. Es passte auch mir zu reisen. Ich lächelte erleichtert und wir fuhren los. Ein starker Wind wehte oben auf dem offenen LKW. Ich zog mir ein Kopftuch an, das meinen ganzen schwarzen Kopf bedeckte und so sah ich aus, wie eine echte junges Polin. Ich hatte keine Ahnung, welche Bedeutung das später haben würde. Nach ungefähr einer Stunde fuhr der

LKW an den Straßenrand. "Steigt aus dem Fahrzeug!" befahl uns der Fahrer. "Wir haben einen Platten." Wir stiegen herunter und setzten uns an den Straßenrand, ein jeder an einen Ort der ihm angenehm war. Ich war sehr müde nach einem ganzen Tag, den wir in den Bergen gewandert waren und vielleicht auch wegen der ganzen Erregung. Ich legte meinen Kopf auf die Knie meines Freundes und döste. Ich wachte auf, als seine Hand mich am Rücken berührte. Ich hörte, wie er mir zuflüsterte: "Bleib so wie du bist, nimm den Kopf nicht hoch. Tu so als würdest du schlafen." Ich bekam einen Schrecken und berührte mich nicht und beinahe hörte ich auf zu atmen. Eine Gruppe des polnischen Untergrundes, die noch in der Stadt lebten und alle möglichen Gewaltaktionen ausübten näherte sich uns. Sie gingen sofort zu meinem Freund, der aussah als sei er ein Pole und sprachen ihn mit dem typischen Akzent der Bergbewohner an. Sie suchten Juden um sie zu töten und Frauen, um sie zu vergewaltigen. "Wer ist das?" fragten sie ihn herablassend und zeigten auf mich. Ich hörte, wie er seine Stimme verstellte und wie er ihnen mit einer billigen Geste sagte: "Das ist mein gutes Stück." Er wandte sich wie es scheint an den Stolz der Männer, die es nicht wagten, eine Frau zu berühren, die einem anderen Mann gehört. Sie würdigten das und gingen. Als sie sich entfernten, wagte ich es wieder normal zu atmen. Ich nahm meinen Kopf hoch und warf einen Blick auf sie. Ich war dankbar aber zu Tode erschreckt. Wir wechselten kein Wort. Wieder einmal war mir ein Wunder geschehen. Dieses Mal war es das Kopftuch, das ich zum Schutz vor dem Wind angezogen hatte, welches mein Leben rettete. Noch bevor wir weiterfahren hörten wir Geschrei und Schüsse. Man erzählte uns, dass sie dort einige Juden gefunden und getötet hatten. Für mich war das ein unbeschreibliches Trauma. Schon war der Krieg vorbei. Schon hatten wir angefangen unser Leben wieder zu leben. Mein Vater lebte und es gab Hoffnung und wieder kam nochmal dieser aggressive und abscheuliche Antisemitismus zum Vorschein. Beides war gegen mich gerichtet, denn ich war eine Frau und auch eine Jüdin. Für mich war das der entscheidende Auslöser der mich dazu brachte, in diesem Moment zu entscheiden, dass ich keinen Moment länger in Polen bleiben wollte. Die restliche Reise verlief gut und ich kam sicher in Krakau an. Ohne eine Minute zu verlieren ging ich los um meine Schwester zu finden.

Noch unterwegs hatte ich beschlossen, dass ich sie nicht mit all diesen furchtbaren Ereignissen und mit meiner Entscheidung überwältigen wollte. Ich wollte, dass sie sich erst einmal über den Brief von Vater freute. Das hatte sie verdient. Ich klopfte an die Tür. Sie wohnte zu der Zeit bei unserem Vetter, während seine Frau losgefahren war um ihre Kinder zu suchen und sie war gesund und wohlauf in Deutschland. Stenia öffnete mir die Tür, schaute mich an als würde sie nicht glauben, was ihre Augen sahen und sagte mir voller Freude: "Gigusch, du bist zurückgekommen. Wie schön du aussiehst, Du hast anständig zugenommen...." Sie begann mich über die Zeit dort und über unseren Onkel und unsere Tante zu fragen. Aufgeregt, sie an meiner Freude teilhaben zu lassen, sagte ich: "Möchtest du wissen, warum ich wiedergekommen bin?" Ich wartete nicht auf ihre Antwort sondern fuhr fort: "Ich kam zurück, weil ich einen Brief vom Vater bekommen habe. Er lebt. In Israel...." Meine große, liebe, gute Schwester schaute mich überrascht an und schwieg. Ohne ein weiteres Wort reichte ich ihr den Brief und ging zur Seite, genauso wie es das Ehepaar getan hatte, welches mir den Brief gegeben hatte. Stenia blickte auf den Umschlag, freute sich einen Moment über die geliebte und vertraute Schrift des Vaters und öffnete den Umschlag vorsichtig und liebevoll. Als sie mit tränenden Augen fertig damit war den Brief zu lesen, fragte sie mich: "Wie ist er zu dir gekommen? Und warum dorthin?" Ich erklärte ihr alles was ich erlebt hatte und erzählte von dem Treffen mit dem Soldaten der jüdischen Brigade. Sie hörte mir aufmerksam zu und sagte mir begeistert: "Wie schön." Große Freude erfüllte uns. "Erzähl mir, was Du in der ganzen Zeit erlebt hast!" bat ich sie und hielt mich immer noch davon ab, zu meiner Tagesordnung zurückzukehren. Stenia begann mir mit großer Begeisterung über alle ihre Bemühungen und Unternehmungen zu erzählen, um die Fabrik unseres Vaters zurückzubekommen. Sie war nach Lodz gefahren, erhielt die nötigen Dokumente, bestand auf das, was ihr gehörte und war erfolgreich. Die Fabrik war an sie übergegangen. Als ich all das gehört hatte, konnte ich es mir nicht verkneifen und sofort fing ich an, ihr meine Gedanken zu erklären. "Hör mir zu, ich bleibe nicht in diesem grauenvollen Land. Keinen weiteren Tag." Stenia schaute mich überrascht an. "Was ist

passiert?“ fragte sie. „Möchtest du wissen, was passiert ist?“ Verärgert erzählte ich ihr, was ich auf dem Rückweg von der Slowakei nach Krakau erlebt hatte und als ich fertig war, nahm ich allen Mut zusammen. „Dieses Land wird sich nicht ändern! Die Polen sind Antisemiten! Wir haben hier nichts zu suchen! Ich möchte nicht nochmal solche Erfahrungen machen!“ Stenia schaute mich an, als würde sie es nicht glauben und wusste nicht, was sie antworten sollte. Sie dachte sicherlich darüber nach, was ihrer sonst so gelassenen und gehorsamen Schwester geschehen war. Ich wartete nicht auf ihre Antwort und fuhr sehr verärgert fort: „Du kannst hier bleiben, wenn du willst. Ich reise zum Vater und nach Israel, mit dir, oder ohne dich!“ Gott sei Dank verstand mich meine geliebte Schwester und fing keine Diskussion. Sie beruhigte mich ein bisschen und erklärte mir, dass wir nicht ohne Geld losreisen konnten und dass wir es auch bei unserer Ankunft in Israel dringend brauchen würden. Meine Unruhe würde sie davon abhalten, das ganze Geld, das uns zustehe zu bekommen, wenn wir die Fabrik verkaufen würden. Sie wollte noch eine bisschen dableiben. Ich weigerte mich mit aller Kraft. Stenia wog ihre Ansichten ab und erklärte mir all ihre Bedenken. Es war nicht einfach zu entscheiden nach Deutschland zu reisen. Wie reisen wir? Mit wem? Wie werden wir uns darauf vorbereiten? Für zwei junge Frauen, die wie wir ohne Begleitung waren, waren die Wege sehr gefährlich. Auch die finanziellen Fragen bedrückten sie sehr. Sie wollte sicher sein, dass wir einen neuen Anfang mit einer guten finanziellen Grundlage angehen konnten. Nichts davon überzeugte meinen Dickkopf. In mir war etwas dringliches, das mich dazu drängte, Polen zu verlassen, Ich ließ mich trotz all der logischen Argumente, die meine pragmatisch denkende, organisierte Schwester vor mir ausbreitete nicht umstimmen. Was Stenia am Ende half, sich zu entschließen war die Tatsache, dass unser Vetter sich entschied, zu seiner Frau die schon in Deutschland war um die Kinder zu suchen zu reisen. Die Gewissheit dass wir eine männliche Begleitung haben würden, tat ihren Teil. Wir besorgten uns gefälschte Papiere und überquerten mit ihm zusammen die Grenze nach Deutschland.

Nach Israel

Paradoxe Weise ging es mir gerade in Deutschland gut. Die Deutschen fühlten sich klein und besiegt, waren unterwürfig und entschuldigten sich immerfort. Jeder einzelne vergaß nicht zu sagen, dass er nichts wusste und nichts gehört hatte. Wenn man zuhörte und weiter nachfragte: „Was bedeutet das, sicherlich hatten sie doch Nachbarn, die dann plötzlich verschwunden waren. Haben sie sich nicht dafür interessiert, was mit ihnen geschehen war?“ Die Antwort, die man darauf bekam war: „Ja, ich habe gefragt, und man sagte mir, dass sie alle in den Osten geschickt worden sind und dass sie dort alle bis zum heutigen Tag in einem Lager leben.“

Es gelang mir auch ein bisschen die Propagandamaschinerie und deren Lügen kennenzulernen. Ich glaubte einem Teil der Menschen, die mir sagten, dass sie nichts wussten, und auch dem anderen Teil, der den Gerüchten über die Lager im Osten geglaubt hatte. Die Wahrheit ist aber auch, dass ich nicht mehr als nötig nachfragte. Zu der Zeit fühlte ich mich sehr sicher in Deutschland und nach all den Jahren der totalen Unsicherheit und der bitteren und zerbrochenen Existenz kehrte ich wieder in einen etwas stabileren Zustand zurück. Die Stadt in die wie gekommen waren hieß Bayreuth. Sie liegt im Norden Bayerns, am Ufer des roten Mains. Die Stadt ist wegen Wagner sehr bekannt und es gibt dort ein „Heiligtum“ für seine musikalischen Kompositionen. Es gab dort sehr viele kulturelle Einrichtungen, und die Hauptsache war, dass die Stadt nicht von den Bomben der Alliierten zerbombt worden war. Bayreuth war unter amerikanischer Besatzung, und aus meiner Sicht war dies der Grund für die angenehme Atmosphäre dort.

Man errichtete dort auch ein Netzwerk um Essen und andere Notwendigkeiten an die Deutschen und auch an uns, und alle entwurzelten und Flüchtlinge zu verteilen. Es gab in der Stadt ein großes kulturelles Angebot und fast jeden Abend konnte ich in irgendeine Vorstellung gehen. Die Amerikaner waren im Umgang mit den Deutschen fair, aber sie wussten sie auch auf ihren Platz zu stellen. Es gab einige Orte an denen geschrieben stand: „Eintritt für Deutsche verboten!“ Als ich das

sah, dachte ich: Gut dass sie ein bisschen spüren, was Diskriminierung ist und was diese Politik der Rassentrennung den Menschen antut. Denn diese hatten alle am Anfang des Krieges gekannt. Es hatte dort Orte gegeben, an denen geschrieben stand: "Juden und Hunden ist der Eintritt verboten." Ich glaube nicht, dass es Rache ist, die mir die Möglichkeit gab mich mit diesen Restriktionen gut zu fühlen. Es war sicher unmöglich Rache zu üben für die grausamen Dinge die die Deutschen getan hatten. Aber ich fühlte, dass es in diesen Verordnungen eine Art Gerechtigkeit gab.

Wir wohnten in einem Haus im Außenbereich der Stadt. Es war eine Villa für zwei Familien von einer Familie von SS Soldaten. Dort wohnten zwei Frauen, die bei ihrer Ankunft kein Haus hatten. Die Amerikaner wiesen ihnen zwei Zimmer in dem Gebäude zu und die restlichen Zimmer im Haus gaben sie uns und noch weiteren Familien, eine davon war meine Kusine, ihrem Mann und ihrem Sohn. Die beiden deutschen Frauen waren unsere Dienstmägde. Sie machten die Hausarbeit und halfen uns mit allem was wir brauchten. Ich ertappte mich dabei, wie ich mich mit den SS Frauen auseinandersetzte, die uns bediente. Sie waren Nazi Frauen par excellence. Sie nervten mich, weil sie immer wieder sagten, dass sie nichts gewusst hatten, und erklärten, wie passioniert sie für ihre faschistische Weltansicht gewesen waren. Ich antwortete ihr nicht sehr höflich. Ich habe sie mit deutsch- polnischen Wortspielen verwirrt, und es war mir nicht wichtig ihnen die Arbeit irgendwie zu vermindern oder zu erleichtern.

Wir kamen zu Beginn des Winters im November 1945 in Bayreuth ein und blieben bis April. In dieser Hauptstadt der Musik feierte ich auch meinen nächsten Geburtstag, ich wurde 18! Im Gegensatz zu den drei vorherigen Geburtstagen, hatte dieses Datum dieses Mal in meinen Augen eine besondere Bedeutung denn ich war frei und ich hatte neue Träume. Ich hatte einen Weg und ich wusste, dass ich in sehr kurzer Zeit meinen Vater wiedersehen würde und wir beisammen sein würden.

Nachdem ich in Krakau immer sehr beschäftigt war und immer eine Ausrede hatte, war Bayreuth für mich ein Schutzraum und längerer Zeit war ich ohne Beschäftigung. Die Musik heilte meine Seele und belebte sie. Man hatte damals verboten Wagner zu spielen, denn wegen seiner Weltanschauung hatten die Nazis ihn zu ihrem Komponisten erklärt. Aber es wurde dort sehr viel gute andere klassische Musik gespielt. Ich konnte mich etwas von all meinen bedrückenden Gedanken und Emotionen freimachen.

Zu dieser Zeit litten die Deutschen unter einem großen Mangel an Zigaretten. Eines Tages, als ich mit einem Freund in die Oper ging spürte ich, wie uns ein Deutscher hinterherlief. Er wollte den Zigarrettenstumpf haben, den der junge Mann weggeworfen hatte, als er zu Ende geraucht hatte. Er aber ärgerte sich und warf die Zigarette in eine Pfütze, oder er zerdrückte sie mit seiner Schuhsohle, damit der Deutsche bloß nichts davon haben würde. Ich freute mich über diese Situation.

Ich hörte auch davon, dass eine Organisation entstanden war, die die SS Leute jagte um sie zu töten. Ich dachte darüber nach, was ich machen würde, wenn solch eine Organisation sich an mich wenden würde. Zu der Zeit dachte ich, dass ich mich ihnen anschließen würde. Aber heute nehme ich an, dass ich das doch nicht getan hätte und wenn ich dort mitgemacht hätte, dann hätte ich es nicht sehr lange ausgehalten. Denn nach all dem was ich schon erlebt und gesehen hatte, konnte ich kein weiteres Leid von jemand anderem ertragen. Selbst das Leiden eines deutschen Kindes oder einer deutschen Frau hätte mich nicht gleichgültig gelassen.

In München, der Hauptstadt von Bayern versammelten sich viele Juden und organisierten dort jüdische Aktivitäten. Alles was mit einer Ausreise zu tun hatte und Alles was mit Nachrichten und Neuigkeiten über Verwandte, der Reise nach Israel, der Suche nach Kindern und der Vereinigung von Familien zu tun hatte wurde von dort aus koordiniert. Dort konnte man auch Neuigkeiten erhalten. Stenia reiste nach München und brachte uns wichtige Neuigkeiten und zwei Briefe die der

Vater uns geschickt hatte und die ihren Weg zu uns gefunden hatten mit. Dieses Mal war sie es, die die Briefe zuerst las und sie mir dann aufgeregt und froh gab. Langsam begann ich mir das Treffen mit dem Vater auszumalen. Ich versuchte ihn vor meinem geistigen Auge zu sehen. Ich erinnerte mich daran, wie er vor dem Krieg ausgesehen hatte und ich sah das ausgehungerte Antlitz eines Zwangslagerüberlebenden vor mir und konnte mir meinen Vater bei bestem Willen nicht so vorstellen. Sein Bild blieb vom mir versteckt, auch gelang es mir nicht, mir den Ort des Treffen vorzustellen. Ich kannte Israel nicht und ich konnte mir nicht vorstellen was für ein Ort es war und auf welche Ansicht ich meine Vorstellungskraft ausrichten sollte. Auch die Form der Gefühle wagte ich nicht zu durchleben. Ich fürchtete mich davor, dass ich vor lauter Aufregung bei dem Treffen auseinanderfallen und umkippen würde. Ich wurde von einer drängenden Erwartung erfüllt, aber mir gelang es nicht ihr irgendeine Form oder einen Ausdruck zu geben.

Heimkehr ins Land Israel

Aretz Israel würde mein neues Zuhause sein, und die Reise dorthin begann mit großem Eifer und sorgsamer, gut geplanter Vorbereitung schon am Bahnhof in München. Wir trafen uns mit einer großen Gruppe der `Kinder- und Jugendalia'⁹ und warteten auf einen Zug, der uns nach Marseilles bringen würde. Die Bahnstation war voller Menschen.

Für uns, die wir nach Israel fahren hatte die jüdische Gemeinde in München extra ein Orchester der Juden an den Bahnhof kommen lassen, damit sie bekannte und angenehme fröhliche Lieder zu sangen, die die Herzen erwärmten und alle Anwesenden mit großer Freude und Stolz erfüllten. Es war angenehm und gemütlich in die Abteile der deutschen Züge zu steigen, die für Menschen und nicht für Vieh gebaut waren und mit ihnen zu reisen wie richtige Bürger. Nach einer Tagesreise kamen wir in Marseilles in ein Lager der Alia Beth Organisation an und kurze Zeit später bestiegen wir ein Schiff mit dem Namen *Champelion*. Zu der Zeit waren die Briten gerade mit dem Weißbuch beschäftigt, welches nur einer kleinen Zahl Einwanderer erlaubte, ins Land zu kommen. Wie alle Schiffe in der gleichen Zeit hatte unser Schiff viel mehr Reisende an Board als gewöhnlich, und unsere Wohnbedingungen waren weit entfernt von dem was zugelassen war. Ich nahm alles mit Liebe und Freude hin. Nachdem ich das Grauen des Krieges und der Lager überstanden hatte, konnte keine Entbehrung auf dem Weg nach Hause zu dem Treffen mit meinem Vater meine Stimmung senken.

Die Überfahrt dauerte viele Tage. Die sanitarischen Bedingungen ließen zu wünschen übrig und das Essen war bescheiden aber ausreichend. Auf dem Schiff waren auch Menschen, die den vollen Preis für die Überfahrt bezahlt hatten. Für sie war das oberste Deck reserviert. Wir alle waren unter dem Deck zusammengepfercht, so richtig im Bauch des Schiffes und es war uns eigentlich nicht erlaubt, das obere Deck zu betreten. Wir sollten die anderen Passagiere nicht zu stören aber auch um nicht entdeckt zu werden. Die meisten Passagiere auf dem Boot hatten ein Zertifikat um in Israel einzuwandern. Aber es gab auch schwarze Passagiere unter uns, ohne ein Zertifikat. Sie mischten sich unter uns legale Einwanderer. Sie waren gekommen, um illegal nach Israel einzuwandern.

Auf dem Schiff waren auch Kinder, die man aus Klöstern und von den Partisanen zusammengesammelt hatte. Diese Kinder, die noch jung, scheu, verängstigt und einsam waren gingen mir sehr zu Herzen. Sie hatten nicht bekommen, durch das ich so reich gesegnet worden war: Ein warmes Zuhause, voller Liebe für die Kinder, das eine Wurzel war, welche sich über sie deckte und welches sie das ganze Leben durch begleitete. Sie wurden von ihren Müttern weggerissen als die Milch auf ihren Lippen noch nicht getrocknet war und in den grausamen Dschungel des Lebens geworfen. Am Anfang der Reise horteten sie sich Essen und konnten nicht genug haben. Erst am Ende der Reise beruhigten sie sich ein bisschen, und vertrauten darauf, dass es genug zu essen gab und hörten auf, Vorräte zu sammeln. Die Erinnerung an das Orchester welches uns zum Anfang der Reise begleitete wärmte uns immer noch das Herz.

Bei unserer Ankunft "zu Hause" wurden wir unwirsch von britischen Soldaten mit Gewehren mit Bajonetten in der Hand begrüßt. Als ich ihre Ausrüstung und ihre Uniformen sah erschreckte ich mich und Schwäche breitete sich über alle meine Glieder aus. Das Gefühl war grausam. Die unangenehmen, schweren Assoziationen die mich erfüllten gingen nicht vorüber. Ich schaute meine Schwester an und sagte ihr: "Was ist da? Wohin sind wir gekommen? Kommt jetzt alles wieder zurück?" Stenia, die mich wie mir scheint beruhigen wollte, sagte, „Dies sind keine Deutschen, es sind Engländer, sie wollen nur prüfen, ob die Menschen hier legal angekommen sind.“ "Das verstehe ich." antwortete ich ihr. "Aber warum mit Waffen? Wissen sie denn nicht, woher wir kommen?" Stenia schaute mich an und sagte mir: "Du hast recht. Man hätte uns auch

9 "Alia" hebr. Einwandern, Hinaufgehen, hier: Organisation die die Einwanderung nach Israel organisierte. (Anm. d. Übers.)

anders begrüßen können.” Ich dachte ein bisschen nach und sagte dann voller Zweifel zu ihr und auch zu mir selbst: “Das ist nicht in Ordnung. Das ist ein schreckliches Willkommen. Das verdienen wir nicht...”

Von Soldaten bewacht stiegen wir auf Lastwagen während Soldaten auf uns aufpassten und wurden nach Atlit gebracht. Ich versuchte meine Enttäuschung zu verstehen. Ich kannte die Realität des Lebens und wußte aus den Geschichten dass Heimatlose und Flüchtlinge in keinem Land gut aufgenommen werden, wo immer sie auch hinkommen. Auch als sie in Amerika ankamen mussten sie am Anfang miserable Umstände aushalten. Aber ich? Ich kam nach Hause. Ich kam zu dem Ort, wo es mir endlich gutgehen würde. Ich kam in das Land Israel und schon wieder fand ich mich hinter Stacheldraht und einem verschlossenen Tor wieder.

Der Grund warum wir in das Lager Atlit gebracht worden waren war es, unsere Namen einem nach dem anderen zu kontrollieren um zu sehen wer legal und wer illegal angekommen war. Nach einigen Tagen wurde es mir und meiner Schwester erlaubt aus dem Lager hinauszugehen. Schon als wir uns dem Tor näherten sah ich, wie mein Vater dort stand und uns erwartete. Ohne zu sprechen berührte ich Stenia am Arm und zeigte in seine Richtung. Zwei lange schwere und grausame Jahre lang hatten wir den Vater nicht gesehen und ich hatte nicht gewagt, ihn mir vorzustellen. Die Gestalt die uns neben dem Tor erwartete war genauso wie ich es in Erinnerung hatte – ein würdevoller, gutaussehender, beeindruckender Mann. Man konnte erkennen, dass er um einige Jahre gealtert war. Tiefer Frieden kam über mich und ich spürte einen Strom durch mich durchgehen und kein Wort und kein Gedanke ging durch meinen Kopf. Es war für mich ein tiefer, erregender Moment, der mir wie ein Slow-Motion Film erschien. Auf mich konzentriert bemühte ich mich zu sehen, dass ich nicht zur Seite gedrängt wurde. Um den Moment noch ein bisschen in die Länge zu ziehen und den Platz in Richtung meines Vaters in der Warteschlange zu halten blieb auch er auf seinem Platz stehen und schaute nicht in unsere Richtung. Wir begegneten uns in einer langen, weichen und umfassenden herzlichen, gefühlvollen und bewegten Umarmung. Und wahrscheinlich stand ich dort zehn Minuten während er mich weich in seinen geliebten Arm nahm. Ich war in seinen Armen geborgen und ließ mich von den bekannten Berührungen durchkämmen. Nur dann kamen uns die Worte, nur dann begannen wir zu reden und nur dann sagten wir, was unsere Herzen spürten.

Das Haus das kein Haus ist

Was macht ein Land und einen Wohnort zu einem Zuhause? Das Wissen, dass man dort gerne gesehen ist, dass man froh über dich ist, dass du die gleichen Rechte wie die anderen hast, dass sie wissen wollen, was mit dir los ist und was auf deinem Herzen ist. Alles das wurde uns verwehrt, als wir ins Land kamen. Nachdem wir wussten, dass das Zertifikat welches unser Vater uns im Rahmen der 2000 Zertifikate die die Jugend- und Kinderalia beantragen konnte angekommen war, empfahlen uns die Leute der Brigade alles zu verlassen und nach Israel zu reisen. Stenia wollte noch einige finanzielle Angelegenheiten und Einkäufe organisieren, aber die Organisatoren der Alia drängten uns und versprachen uns eindeutig, dass wir nichts bedürften, wenn wir ins Land kämen und dass dort alle unsere Bedürfnisse gedeckt werden würden. Wir hörten auf ihren Rat und so waren wir ziemlich bedürftig, als wir im Land ankamen. Die Situation in Israel war sehr schwierig. Es tobte ein äußerst bedrohlicher Existenzkrieg. Diejenigen die uns diese Empfehlung gaben bürdeten uns eine große Bürde auf und sehr großen Schmerz, denn wir verstanden, dass wir uns einfach nur getäuscht hatten. Die Leute von der Alia Beth und der Brigade dachten hauptsächlich daran, so viele Menschen wie irgendwie möglich auf ihr Schiff zu packen und möglichst wenig freie Plätze übrigzulassen. Wären wir mit ein bisschen mehr Geld und ein bisschen mehr Ausrüstung ins Land gekommen, hätte unser Anfang ganz anders aussehen können. Wieder einmal spürte ich, gab es keinen Menschen, der meine persönlichen Bedürfnisse sah und niemand der daran dachte, was gut und was richtig für uns war. Wieder war ich eine anonyme Nummer. Dieses Mal ein Flüchtling, der gekommen war um ins Land Israel einzuwandern. Die Last und der Schmerz

erdrückten mich und die Enttäuschung war bitter. Es tat mir nicht nur einmal leid, dass ich nicht in Deutschland geblieben war. Dort war es sehr angenehm gewesen und ich hatte mich dort gut und sicher gefühlt. Aber das Land in welches ich jetzt eingewandert war gab mir weder das eine noch versicherte es mir etwas von dem zweiten.

Bevor wir ankamen war mein Vater pausenlos ohne Hoffnung gewesen. Er hatte sich im Land noch nicht zurechtgefunden. Nach seiner Krankheit und seitdem er aus dem Krankenhaus herausgekommen war wohnte er in dem Zimmer bei demselben Verwandten der ihn und meine Mutter zu Beginn des Krieges überreden wollten, mit ihnen nach Triest und von dort aus weiter nach Israel auszureisen. Weil meine Mutter sich geweigert hatte, sind wir nicht mit ihm ausgereist. Aber mein Vater hatte ihm eine Summe von 80 Pfund Sterling für den Weg mitgeben unter dem Motto: „Leg dein Brot auf die Wasseroberfläche, denn noch nach vielen Tagen wirst du es wiederfinden.“¹⁰ Dieses Geld ermöglichte es meinem Vater eine Unterkunft und ein Dach über dem Kopf zu finden. Aber er konnte mich und Stenia nicht in diesem Zimmer unterbringen.

Er fand keine Ruhe in seiner Seele und wußte nicht, was er machen würde. Eines Tages lief er in den Straßen in Tel Aviv herum und traf einen Bekannten aus Krakau der schlaue genug gewesen war, es noch früh genug zu verlassen. Dieser Mann der schon lange im Land war, war der Besitzer des Cafes "Nizza" in der Allenby Straße. Er lud meinen Vater ein sich mit ihm ins Cafe zu setzen und fragte ihn nach seinen Verwandten. Mein Vater entschuldigte sich bei ihm dafür, dass er ihn so besorgt angetroffen hatte und erklärte ihm, dass er keine Ruhe fände und dass er hilflos und verzweifelt sei. "Meine Töchter werden in Kürze ins Land kommen, nachdem sie den Krieg und die Lager überlebt haben und ich habe keinen Platz, wo ich sie unterbringen kann. Und er erklärte ihm weiter was ihn bedrückte: "Versteh, ich der ich immer gewusst habe, wie ich mich um meine Familie kümmern muss, stehe heute mit völlig leeren Händen da." Der Mann schaute ihn an und sagte ihm: "Herr Holländer, sie stehen nicht völlig leer da. Das ist nur eine vorübergehende Situation, bis sie sich hier zurechtfinden werden. Die Nachricht von ihren guten Taten, ihrer Treue und ihrer Hilfe für die Menschen im Ghetto und in den Lagern und alle Mizvot, die sie ohne an sich selbst zu denken getan haben ist bist hierher durchgedrungen und ich habe viel über sie gehört. Machen Sie sich keine Sorgen. Ihre Töchter können bei mir im Haus wohnen, solange wie sie wollen. Das ist das mindeste, was ich für sie tun kann." Mein Vater der kurz davor war anzufangen zu weinen sagte ihm: "Ich nehme diesen guten Vorschlag sehr gerne entgegen, aber ich glaube, dass ich das nur tun kann, nachdem Sie mit ihrer Frau gesprochen haben und auch sie zugestimmt hat." "Glauben Sie mir, dass ist in Ordnung." versicherte ihm der angenehme Mensch, der diese Worte sagte.

In dem Zimmer das er uns gab begannen meine Schwester und ich unser Leben in Israel. Nachdem wir ein bisschen zurechtgekommen waren und ein bisschen Geld hatten, fanden wir eine neue Wohnstätte. Wir versuchten die Beziehungen zu unseren Verwandten und der Familie die schon lange Zeit im Land waren wieder aufzubauen. Vielen von ihnen hatte mein Vater noch vor dem Krieg mit Geld geholfen, damit sie ausreisen konnten und gerettet wurden. Unter ihnen war auch die Nichte meiner Mutter, die über viele Jahre hinweg von meiner Mutter bekleidet worden war, und um die sich meine Mutter gekümmert hatte, wie eine Mutter, und der sie Geld gegeben hatte für Essen und andere Notwendigkeiten und der sie in vieler Hinsicht geholfen hatte.

Ich hatte einen großen Drang zu erzählen und mich mitzuteilen. Ich wollte, dass alle ein Teil meines Lebens werden und wissen würden, was mir wiederfahren war. Mir gefiel es wieder Polnisch zu sprechen, nachdem ich mir draußen mit meinem gebrochenen Hebräisch ständig die Zunge zerbrach. Langsam wurde mir das Bild klarer. Alle diese Menschen die einmal zu meinem Leben gehört hatten und die so eng mit meinen Erinnerungen an meine Mutter und dem alten Familienleben verknüpft waren. All diese Verwandten entfernten sich plötzlich. Sie wollten nichts

¹⁰ Kohelet, 11,1 (Anmerkung des Übers.)

hören, wollten nichts wissen, wollten nichts mitfühlen und sich nicht auf irgendeine Weise verbunden fühlen. Wie kommt es, dass sie nie nach meiner Mutter fragten, dachte ich in meinem Herzen. Warum ändern sie das Thema jedes Mal wenn ich vom Ghetto erzähle und über Plaschow und Auschwitz? Warum konnte ich ihnen nicht erzählen, auf welche grausame Weise meine Mutter von mir weggenommen worden war? Interessierte es sie nicht, was ihrer Kusine und ihrer Tante widerfahren war? Einmal, als ich etwas erzählen wollte, was wir im Krieg erlebt hatten, da unterbrach mich die Tochter meiner Tante und sagte mir: "Denk bloß nicht, dass das Leben für uns hier einfach war. Hier im Land fehlte uns alles, angefangen mit den einfachsten Gegenständen, und wir mußten sehr, sehr schwer arbeiten. Butter zum Beispiel, Butter hatten wir zum Beispiel überhaupt nicht." Nachdem dieser Satz gesagt worden war, verstand ich, dass ich überhaupt keine Verbindung zu diesen Menschen haben wollte. Ich verstand dass das was in Krakau war, die Familienidylle, die wir dort hatten, war ein Teil der Vergangenheit. Der Krieg hatte mir auch das genommen. Diese Gefühle versetzten mich in Zorn und machten mich hilflos. Sie waren immer noch eine Gruppe der Gesichter die mich in diesem Haus dessen Name Israel war erwartete, nach welchem ich mich so sehr gesehnt hatte.

Wenn uns schon unsere eigenen Verwandten, Fleisch von unserem Fleisch schon so empfangen hatten, dann war die Begegnung mit den `Zabarim`, denjenigen die in Israel geboren worden waren nicht weniger traumatisch. Die Zabarim wurden sehr grob erzogen, sie waren wagemutig und frei und sie fühlten sich als ob sie die "Hausherren" wären. Uns, die Neuankömmlinge aus Europa konnten sie nicht annehmen. In ihren Augen waren wir Verstreute aus der Diaspora. Eben solche Leute, die die Sprache nicht beherrschten. Unser Benehmen war ihnen fremd. Ich spürte, dass sie auf mich herabschauten, dass sie schlecht über mich redeten und dass sie vielleicht auch von mir abgestoßen wurden. Ich hielt Abstand von ihnen und sie hielten sich auch von mir fern. Was mich am meisten von allem schmerzte war das Misstrauen, dass uns im Land entgegengebracht wurde: "Was ist passiert, dass du überlebt hast?" "Wie kam es dass gerade du überlebt hast und die anderen nicht?" "Womit hast du dir dein Leben gekauft?" "Hast du mit den Nazis zusammengearbeitet?" "Was hat einem jungen Mädchen wie dir geholfen am Leben zu bleiben?" Neben diesen Fragen gab es auch Schimpfwörter und abstoßende Begriffe: "Seifen" "Ihr seid wie eine Herde zum Opferplatz gegangen." "Warum habt ihr keinen Aufstand angefangen?" "Wo war denn euer Stolz?" "Es ist eine Tatsache, dass es im Warschauer Ghetto einen Aufstand gegeben hat..."

Die Jahre des Lichtes, oder besser die Jahre der Dunkelheit unterschieden mich von den Kindern des „Hauses“, in das ich gekommen war und ich wollte doch so gern dazugehören.

Stenia begann eine Ausbildung im Kibbuzseminar und arbeitete als Kindergärtnerin. Es fiel ihr mit dem Hebräisch nicht leicht, aber sie kam zurecht und ihr Leben nahm einen guten Kurs. Einmal saß ich mit meinem Vater und meiner Kusine zusammen und sie wandte sich mit einem Vorschlag an mich. "Ich kann mir vorstellen, dass es sich für Gigsia lohnen würde, Kellnerin zu werden. Mit ihrem guten Aussehen kann sie sicher ein gutes Trinkgelder bekommen und wird viel Geld verdienen." Mein Vater sagte nichts dazu. Er blieb höflich und aufmerksam, aber ich merkte, dass er zornig war. Ich wusste dass er sie in Stücke reißen wollte. Das fehlte im gerade noch, dass seine Gigsia von Trinkgeldern leben würde... Ich war schon achtzehn und es war Zeit, dass ich etwas mit meinem Leben anfangen würde. Es wurde beschlossen, mich in ein landwirtschaftliches Dorf für Jugendliche nach Aienot zu schicken. Das Programm dort sah vor, dass man sieben Stunden am Tag in der Landwirtschaft arbeitete und zwei Stunden Hebräischunterricht hatte. Als ich dort

angekommen war, wurde ich nach meinem Namen gefragt: "Edith, antwortete ich." "Edith, das ist kein Name, und natürlich kein hebräischer Name. Von heute an wird dein Name Judith sein, entschied unsere Leiterin als sie mich empfing und sagte mit bestimmendem Ton: "Komm, Judith, ich werde dir zeigen, wo du wohnen wirst." Als ich eine Zeitlang hinter ihr hergegangen war, dachte ich miDas ist schon das zweite Mal, dass man mir meinen Namen weggenommen hat. In Auschwitz hat man ihn mir genommen und gab mir eine Nummer, und hier nahm man ihn mir, denn jemand hat entschieden, dass dies kein würdiger Name war und dass es ihm nicht nötig schien, mich zu fragen, was ich davon hielt.' Ich hatte nicht viel Zeit darüber nachzudenken und ich fand den neuen Namen auch nützlich. Ich hoffte, dass er mir ermöglichen würde nicht mehr aufzufallen. Ich beschloss diesen Lauf der Dinge als die normale Verhaltensweise an diesem neuen Ort und dem neuen Leben anzunehmen.

Die Lehrerin brachte mich in ein großes Zelt, das in der Mitte des Dorfes aufgestellt war, denn alle Holzhütten waren bis zum letzten Platz gefüllt. In dem Zelt wohnten noch fünf weitere Mädchen. Ein großer "Kibbuz der Diaspora" : - eine aus der Türkei, eine aus Ungarn, eine aus Jemen, eine aus Tunesien und eine bei der ich mich nicht mehr erinnere von wo sie kam. Wir konnten nicht miteinander reden, nicht ein einziges Wort. Ich begann, im Gemüsegarten zu arbeiten. Es war schwer für mich diese landwirtschaftliche Arbeit unter der brennenden Sonne auszuhalten. Die Hitze störte mich, die körperliche Arbeit war zu schwer für mich und ich konnte meinen Platz nicht finden. Den Hebräischunterricht begann der gute junge Lehrer mit dem Alphabet. Er war angenehm und freundlich und hatte ein höfliches Gesicht. Sieh, spürte ich, es gibt hier jemanden der freundlich ist, jemanden mit dem man reden kann. Schnell entdeckten wir, dass die Musik ein Thema ist, welche uns beide begeisterte. Er konnte gut Klavier spielen und immer, wenn er konnte spielte er mir etwas vor. Wie ich liebte er Chopin sehr. Er spielte ein Stück von ihm und ich identifizierte es sofort und sagte ihm: "Ich habe die Musik erkannt, das ist der Masurka, oder: das ist die Ballade so und so und das ist die Nokturne..."

Eines Tages als ich damit beschäftigt war Möhren aus der Erde zu ziehen, kam Zippora, die Frau des Schuldirektors zu mir und bat mich mit ihr zu kommen. Zippora sprach sehr gut Polnisch. Sie brachte mich in ein Büro und stellte mir zwei Frauen vor, von denen ich später erfuhr, dass sie aus Südafrika kamen. Als sie sahen, dass ich eine Nummer auf dem Arm hatte, baten sie Zippora ob sie mir einige Fragen stellen dürften. Zippora übersetzte mir ihre Bitte und ich stimmte zu. Eine der ersten Fragen war: "Wurdest du dort im Lager geschlagen?" Diese Frage brachte mein Blut zum Kochen. Ich öffnete Zippora meine Seele und teilte ihr mit, was mir da aufkam: "Wie könnt ihr es wagen, mir solch eine Frage zu stellen. Seid ihr blind? Den ganzen Krieg über habt ihr eure Ohren geschlossen und wolltet von dem was dort geschehen ist nichts wissen." Zippora war verletzt und versuchte mich zu beruhigen. Ich ließ das nicht zu, fuhr fort und wurde noch heftiger: "Von der Vernichtung hast du gehört? Von den anderthalb Millionen Kindern hast du gehört? Von der Zwangsarbeit hast Du gehört? Von dem Völkermord hast du gehört? Und Du fragst mich, ob ich geschlagen worden bin? Schämst du dich denn nicht?" fragte ich Zippora. Ich sah wie sie mit den Besucherinnen redete. Ich weiß nicht was sie ihnen sagte und wie sie ihnen meinen Gefühlsausbruch erklärte. Als sie mit ihren Angelegenheiten fertig war, wandte sie sich zögernd zu mir und wollte, wie es schien das Gespräch weiterführen. Ich schaute ihr in die Augen und sagte ihr scharf und klar: "Dieser Ort ist nichts für mich. Es geht mir hier schlecht und ich komme nicht vorwärts. Ich gehe." Ich sah, dass sie entsetzt war aber in diesem Moment sagte sie nichts und ich ging meines Weges. Man ließ mich nicht so schnell von Aienot gehen und es dauerte etwas Zeit, bis ich gehen konnte. So wie bei der Entscheidung Polen zu verlassen, so bestand ich auch in diesem Fall in jeder Hinsicht auf meine Meinung und war nicht bereit davon abzuweichen. Zippora lud mich zu einem weiteren Gespräch ein: "Judith", sagte sie in einem ernsten Gespräch. "Geh nicht, dein Platz ist hier in diesem landwirtschaftlichen Dorf. Du wirst sehen, dass alle diese Schwierigkeiten vorübergehen und dass es dir gut gehen wird. Nur so siedelt man im Land Israel und baut es auf." Ich entschloss mich, dass ich nicht mit ihr und ihrer Ideologie diskutieren würde

sondern nannte ihr einige weitere Gründe, die ihr erklären würden, warum ich gehen müsste. "Sieh," sagte ich ihr, "ich muss zurück nach Tel Aviv. Ich muss einen Beruf lernen und mein Vater braucht meine Hilfe und meine Unterstützung für seinen Unterhalt." "Oh, das ist kein Problem. Dein Vater kann hierher kommen nach Aienot. Er kann jeden Morgen mit den Kühen auf die Weide gehen und sich so sein Brot mit seinen eigenen Händen verdienen." sagte mir Zippora mit gutem Willen. Vor meinem geistigen Auge stellte ich mir meinen Vater vor, den würdevollen, eleganten Stadtmenschen...Ich lächelte und dachte zynisch: "Das paßt zu meinem Vater, jeden Morgen mit einer Kuh auf die Wiese gehen...." Ich antwortete ihr in diesem Moment nicht, aber sehr schnell erklärte ich, dass ich gehen wollte. Dieser Teil meines Lebens war abgeschlossen.

In Tel Aviv

Unser Vater wollte unser Wohnungsproblem lösen. Wir hatten etwas Geld aus Polen mitgebracht. Er hatte die Idee uns eine kleine Wohnung für ein Schlüsselgeld, einen niedrigen Preis in einem einfachen Ortsteil von Tel Aviv zu kaufen. Man verkaufte uns für zehn Pfund Sterling¹¹ eine Wohnung. Mein Vater wandte sich an unsere Kusine, damit sie für uns eine Bürgschaft unterschreiben würde, aber sie weigerte sich. Dieser Schlag und diese Beleidigung waren schwer auszuhalten, denn mein Vater war es, der ihr zu seiner Zeit das Zertifikat zahlte, damit sie nach Israel ausreisen konnte. Und er hatte sie auch mit Geld versorgt, damit sie hier ihr Leben anfangen konnte. Mein Vater war so sehr von ihr verletzt, dass er bis zu seinem letzten Tag nichts mehr von ihr hören wollte. Er brach seine Verbindung zu ihr ab.

Ich erlebte ihre Ablehnung als ein Schlag in das Gesicht meines Vaters und das von uns. Ein wirklicher Schlag, nicht nur persönlich gegen meinen Vater, sondern auch gegen die wunderschöne Welt meiner Erinnerung auf deren Knien ich großgeworden war. Ich konnte es nicht mehr mit meiner Jugend und mit allem was wir erlebten, als wir hier ins Land eingewandert sind in Verbindung bringen. Ich habe sehr viele Gedanken über den Verlust dieser Familienbande verloren, die in Krakau so selbstverständlich waren. Oder vielleicht war es einfach nur selbstverständlich für Mutter und Vater? Vielleicht nutzten andere Menschen das Geld und die Großherzigkeit aus, auf deren Knien ich großgeworden war.

Mit dem wenigen Geld was wir noch übrig hatten kauften wir mit Schlüsselgeld ein winziges Haus im Shapiraviertel in Tel Aviv, damit ich und meine Schwester am Ende jedes Tages einen Ort hätten um unseren Kopf hinlegen zu können. Die Wohnung war ein einziges Zimmer mit einer Duschecke. Die Toiletten waren draußen.

Im Februar 1947 wachte ich in einer regnerischen und kalten Nacht auf, denn ich musste auf die Toilette gehen. Ich stand von meinem Bett auf und spürte, dass ich in eine Pfütze Wasser trat, die mir fast bis an die Knie reichte. Erschrocken weckte ich meine Schwester. „Steh auf“, sagte ich ihr. „Das ganze Zimmer ist voller Wasser. Wir müssen von hier verschwinden.“ Sie öffnete ihre Augen und stand aus dem Bett aus und wies mich an, alles zusammenzupacken und von dem Ort zu fliehen. Es stellte sich heraus, dass das Haus an einem niedrigen Ort auf unstabilen Untergrund gebaut worden war. Das Wasser erweichte diesen von unten und brachte ihn ins Wanken. Wir zogen aus und kamen nie wieder zurück, aber das Geld, das wir für dieses Loch bezahlt hatten, hat uns kein Mensch wiedergegeben. Im Lauf der Zeit gaben uns einige der Menschen, denen mein Vater seinerzeit Geld gegeben hatte, Geld zurück. Und so konnte er es sich erlauben, sich auf eine Summe von zehn Pfund Sterling im Monat festzulegen. Das war der Preis für eine Wohnung mit drei Zimmern in der Maposträße 23 in Tel Aviv, ohne Schlüsselgeld. Zu dieser Zeit lebte man so, mehrere Familien in einer Wohnung, und man teilte sich die Küche und die Toilette. Im Gegensatz zu dem verlorenen Zimmerchen im Shapira Viertel war diese Wohnung in meinen Augen ein Schloss. Mit großer Freude zogen wir mit unserem Vater zusammen und ich genoss wieder unsere kleine Familiengemeinschaft, die ich so sehr liebte.

Arbeit und Lernen

Ich verließ „Aienot“ im Oktober 1946 und hatte in meinem Herzen das klare Gefühl, dass ich jetzt bereit war und in der Lage war ernste Pläne für das Leben zu schmieden. Ich spürte einen Drang, den Lauf des Lebens in die Hand zu nehmen und mir mit einem Beruf einen neuen Horizont zu

¹¹ britische Währung, die in der britischen Mandatszeit in Palästina im Umlauf war.

schaffen, der mir eine Zukunft verheißen würde. Wie ich es gewohnt bin, machte ich alles in Harmonie mit meiner Umgebung, mit dem was ich verlassen hatte und auch mit dem, worauf ich mich vorbereitete. Mit großer Sicherheit wusste ich, dass ich Krankenschwester werden wollte und mit kleinen Kindern arbeiten wollte.

Die Schmerzen der Kriegsjahre waren Teil meiner erwachsenen Seele geworden. Wegen dieser schrecklichen Erfahrungen schien mir der Verlust und das Leid das Kinder leiden mussten das Allerschlimmste zu sein. Das ist so, weil der Krieg meine fröhliche Kindheit in eine schmerzhaftige Kindheit verwandelt hatte. Lähmend und verwaist. Und vielleicht auch weil ich mich mit ihrem Leid und ihrer Hilflosigkeit identifizierte.

Der richtige Ort um eine Ausbildung als Kinderkrankenschwester zu machen war die Hadassa Schule in Tel Aviv. Ich ging dorthin um mich einzuschreiben. Die Sekretärin bat mich hereinzutreten und fragte mich: "Kann ich bitte ihr Schulabschlußzeugnis sehen?" "Ich habe keinen Schulabschluß." antwortete ich. Eine innere Stimme in mir flüsterte: "In der Zeit als ihr hier gelernt habt und für die Abiturprüfung studiertet, haben wir ein anderes Abitur gemacht. Wir lernten die Wissenschaft des grausamen Lebens. Mit uns machte man Experimente und prüfte die Grenzen des Leids. Uns wurde die Macht der Grausamkeit dargestellt. Wir entdeckten die menschliche Fähigkeit, das alles auszuhalten, und wir haben den Schmerz von all diesem Verlust, den wir erlebt haben verinnerlicht. - Ich behielt meine Fassung und wartete auf ihre Antwort, die mich nicht überraschte. "Es tut mir leid, aber wir können sie nicht aufnehmen." Noch eine Last, die mir meine verlorene Jugend auf mich läd, dachte ich mit gebrochenem Herzen. Wenn du so weiter machst, wirst du nicht weiterkommen, sagte ich mir selber. Ich suchte mir etwas Anderes was mich weiterbringen würde, mein Ziel zu erreichen. Meine Suche brachte mich sehr schnell zu einem Lernprogramm von WIZO¹² in der man innerhalb von zwei Jahren eine Ausbildung zur Kindererzieherin machen konnte, die aber auch die Erziehung von jungen Mädchen und Säuglingspflege beinhaltete. Eigentlich wurden hier nur Erzieherinnen ausgebildet, aber einige der Ausbildungsprogramme ermöglichten auch einen Abschluss als zertifizierte Krankenschwester.

Als ich man mir die erforderlichen Bedingungen erklärte, verstand ich, dass mir zwei sehr schwere Jahre bevorstanden. Aber das erschreckte mich nicht. Was für Hindernisse können mich noch zurückschrecken, dachte ich mir. Jetzt musste ich mir Geld zusammensuchen, um meine Ausbildung zu finanzieren, die Uniform zu kaufen und meine alltäglichen Bedürfnisse zu organisieren. Ich wandte mich an die Organisation der Jugendalia und fragte sie, inwiefern sie mir helfen konnten. Sie gaben mir Essensgutscheine, mit denen man in dem Zentrum von "Beit Ha Chaluzot" Mittagessen erhalten konnte. Das war eine wirkliche Hilfe, denn ohne jemandem etwas zu sagen, verkaufte ich diese Gutscheine von Zeit zu Zeit. Dafür bekam ich 11,5 Mille. Das reicht aus um mir die Busfahrkarte zu kaufen und ein paar Grundnahrungsmittel die ich jeden Tag brauchte, das waren ungefähr zwei Brote und vielleicht sogar eine Frucht.

Mein Tagesablauf in dem neuen Programm begeisterte mich, auch wenn er sehr lang und anstrengend war. Ich nahm alles wie ein junges Mädchen, die sich nach dem Leben ausstreckt gelassen hin. Die Schwierigkeiten schreckten mich nicht ab. Auch nicht, dass meine Geldbörse fast immer leer war. Ich hatte zwei verschiedene Krankenschwester-Uniformen. Diese trug ich Tag und Nacht. Sogar auch wenn ich mit meinen Freunden ausging. Der Tag begann normalerweise mit acht Stunden praktischer Arbeit in dem Kinderzentrum von WIZO und danach hatten wir drei Stunden theoretischen Unterricht. Der tägliche Tagesrhythmus konnte sich manchmal ändern. Wir arbeiteten in Schichten, wie in jedem Krankenhaus. Es fiel mir leicht, die praktische Arbeit zu erlernen. Ich sah, was für Tätigkeiten man ausführen musste und lernte sie. (Duschen, Anziehen, Füttern, Hygiene und alles was notwendig war.) Der theoretische Unterricht fiel mir schwer, es war fast unmöglich. Das Hebräisch was ich zu der Zeit sprach erlaubte mir, mir den Menschen zu reden,

¹² Internat. Zionistische Frauenorganisation (Anm. d. Übers.)

aber es war zu schwach um damit zu lernen. Wir lernten Pädagogik, Verhaltensformen, die Grundlagen der Kinderpflege und sehr viel Anatomie. Nach der ersten Anatomiestunde dachte ich, dass ich wieder gehen müsste. Außer den Worten "Blut" und "Knochen" verstand ich kein einziges Wort. Der Lehrer benutzte Worte wie "Bauchspeicheldrüse", "Zwölffingerdarm", "Leber", "Lunge", "Magen" und andere Bezeichnungen, die ich in meinem Leben noch nie gehört hatte.

Ich war frustriert und verzweifelt. Die Mädchen, die schon zwei oder drei Monate mit mir lernten, die meisten von ihnen *Zabriot*¹³, freundeten sich nicht mit mir an und bemühten sich nicht, mir zu helfen. In meinem Stolz wandte ich mich auch nicht an sie. Der Anatomielehrer, der Arzt war, sah meine Bedrängnis, kam nach dem Unterricht zu mir und sagte: "Ich sehe, dass es dir schwerfällt. Stimmt das?" "Ja" antwortete ich ihm. "Es fällt mir wegen des Hebräisch sehr schwer. Wie du hörst, ist mein Hebräisch nicht sehr gut." Er dachte einen Augenblick lang nach und fragte mich: "Gibt es eine Möglichkeit, wie ich dir helfen kann?" "Wenn sie die Worte der Körperteile auch noch auf Englisch sagen könnten, würde das mir alles um einiges leichter machen." sagte ich ihm, und spürte eine Erleichterung, denn er hatte sich an mich gewandt und das gab mir wieder neue Hoffnung. "Das ist kein Problem." sagte er und: "Zögere nicht mich um weitere Erklärungen zu bitten."

Ich glaube, dass er die Erleichterung in meinem Gesicht sah. Auf jeden Fall hörte er sie als ich mich mit einem großen Lächeln bei ihm bedankte. Noch ein guter Mann unter all den guten Menschen, denen ich im Leben begegne, dachte ich mir. Das bedeutete für mich einen großen Unterschied und ich konnte mit der Ausbildung weitermachen. Seine Hilfe brachte der sensible Doktor auf solch eine Weise, dass die Mädchen nicht mitbekamen, dass er das meinetwegen tat. Wenn er ein bestimmtes Körperteil erklärte, sagte er sofort sehr klar auch noch den Namen auf Englisch dazu und dann erklärte er den Mädchen, dass es sehr wichtig sei, dass sie auch den englischen Begriff kennen, denn dieser würde sehr häufig in der medizinischen Sprache und unter den Ärzten benutzt. Für mich war das eine unglaubliche Hilfe. Nach einem langen Arbeitstag und anschließendem Unterricht fuhr ich nach Hause und saß noch mit meinem polnisch-hebräischen Wörterbuch, das wir zu Hause hatten, und suchte die richtigen Begriffe heraus. Allmählich beherrschte ich die meisten Wörter und dann fiel mir das Lernen leichter. Im Verlauf des Unterrichts lernten wir auch über unsere Arbeit und machten unsere Stage im Hadassa Krankenhaus. Dort lernten wir auch den medizinisch-praktischen Teil. Spritzen zu geben, Infusionen zu legen und wie man mit allen möglichen medizinischen Geräten arbeitet. Wir arbeiteten zwei Monate lang in der Kinderabteilung und zwei Monate lang in der Säuglingsabteilung.

Die Arbeit im Krankenhaus war sehr anstrengend. Die alten Schwestern gaben uns all die schwere Arbeit und eine von ihnen sagte uns: "Ihr habt heutzutage sehr angenehme Bedingungen. Wisst ihr wie schwer es für uns war? Ich musste Straßen zementieren um das Land aufzubauen." Eine andere sagte: "Glaubt ihr dass ich rumgesessen bin? Wisst ihr was es bedeutet Sümpfe trockenulegen? Ich arbeitete in der Trockenlegung von Sümpfen und ich hatte damals nicht solche Bedingungen, wie ihr sie habt. Die nächste erinnerte sich daran, dass sie Steine von den Feldern sammeln mußte. Der Verlauf der Geschichte ging dann immer gleich weiter: "Also, es ist nicht so schwer, wenn ihr ein bisschen härter arbeiten müsst." Ich erinnerte mich daran, dass ich mir dann immer dachte, dass ich nicht schuld daran war, dass sie Straßen zementieren, Sümpfe trockenlegen oder Steine sammeln mussten. Aus irgendeinem Grund gelang es mir nicht, Mitleid mit ihnen zu haben.

An einem Tag wurde mir schwindelig und ich verlor mein Bewusstsein. Es war nicht schwer zu ahnen dass die schweren Bedingungen und der lange Tagesablauf dazu beitrugen, dass mein schwacher und ausgelaugter Körper an seine Grenzen kam. Man machte eine Blutuntersuchung und entdeckte, dass ich unter schwerer Anämie litt. Die Oberschwester wollte mit mir sprechen und sagte mir: "Du weißt schon, was es heißt in solch einem Zustand Anämie zu haben und wie gefährlich das ist. Du bekommst eine Woche Ferien, in der du gut essen musst, vor allen Dingen

13 Kakteenfrucht, hier Umgangssprache für: Jüdinnen, die in Israel geboren sind. (Anm. des Übers.)

Leber, dich ausruhen und deine Batterien wieder aufladen musst.“ Sie begleitete mich, als ich das Krankenhaus verließ und sagte etwas, was mir sehr gefiel: “Judith, pass auf dich auf!”

Die zwei Unterrichtsjahre waren im Juni oder Juli vorbei aber im Mai 1948 rief Ben Gurion den “Staat Israel als Staat des jüdischen Volkes” aus. Die Freude der Menschen auf den Straßen kannte keine Grenzen und wir waren Teil davon. Wir tanzten in den Straßen und brachten die Erregung zum Ausdruck, die alle Herzen erfüllte. Am nächsten Tag griffen uns arabischen Armeen an, und die Araber aus Abu Kavir begannen, in alle Richtungen zu schießen. Diese Ereignisse verkürzte uns unsere Ausbildung. Man rief uns alle, um in Zwischenlagern und verschiedenen Lagern zu arbeiten, die im ganzen Land errichtet worden waren. Am Anfang schickte man mich ins **Haus Strauß** in der Belfour Straße in Tel Aviv. Dieses wurde in einen Ort verwandelt, wo die Kinder aus Abu Kavir, aus Jaffa und aus der Herzl Straße untergebracht wurden. Nach kürzester Zeit begann die Einberufung in die Armee. Mich zog man nicht ein, sondern man befreite mich vom Dienst damit ich arbeiten konnte.

Im Zwischenlager

Der Arbeitsort zu dem ich geschickt wurde, war ein Zwischenlager in Raanana. Jedes Zwischenlager bestand aus einer Ansammlung von Zelten, Blechhütten und Holzhütten. Das Essen wurde in Schichten ausgeteilt und die Lebensbedingungen der Bewohner des Zwischenlagers waren fast unerträglich.

Um den Kindern etwas bessere Bedingungen zu ermöglichen, eröffneten wir in jedem Zwischenlager ein Kinderhaus. Wir wollten, dass die Eltern ihre Kinder dahin bringen würden. Dort im Kinderhaus gab man den Kindern alles, was man ihnen zu der Zeit gab: Besseres Essen, ein sauberes Bett, eine warme Decke um sich zuzudecken, Hygienebehandlung, Arztbesuche und Spiele. Viele Eltern weigerten sich, ihre Kinder in die Kinderhäuser zu geben und die israelischen Mädchen, die mit mir arbeiteten verstanden das nicht. Eine von ihnen sagte mir in bitterem und frustrierten Ton: “Was wir auch mit ihnen tun das finden sie nicht gut.” Ich überlegte mir, ob es sich lohnen würde, ihr zu erklären, was es für einen Menschen bedeutet, oder für eine Familie, welche ins “verheißene Land” kommt und plötzlich unter solchen Bedingungen leben muss unter denen die *Zabarim* hier nie leben mussten. Und ich kannte die Widersprüche der Kultur der *Zabarim*¹⁴ und ihre andere Mentalität. Ich kannte ihre Grausamkeit und ihre Vorurteile gegenüber den Juden aus Europa schon, die hier zerschlagen und voller Schmerzen angekommen waren. Diese wurden hier die Flüchtlinge genannt wurden – die Übriggebliebenen. Es war mir klar, dass sie keine Vorstellung davon hatten, was mit einem Menschen geschieht, der sich hier um seine Familie kümmern muss und der kein Wort davon versteht, was ihm gesagt wird. Auch konnten sie nicht verstehen, wie viel Zeit eine Seele braucht, bis sie von einem Kriegstrauma geheilt wird. Nein, sagte ich zu mir selbst. Es gibt hier niemanden mit dem ich reden kann. Die Mädchen hier verstehen nichts von dem was ich sage und würden nicht in die Tiefe der Sache eindringen können. Hier im Kontext der Zwischenlager unter all diesen Entwurzelten spürte ich die deutlichen Vorteile im Unterschied zu all meiner Umgebung. Und ich spürte, dass ich hier den Sinn meines Lebens erfüllen konnte: Den Kindern und den verlorenen Ankömmlingen von einem Standpunkt aus zu helfen von dem ich wirklich helfen konnte und Kraft dazu hatte. Mit meiner Sensibilität und Lebenserfahrung, wusste ich, dass ich einem Teil der Menschen in den Zwischenlagern, die in meiner Hand waren, helfen konnte ihre Kinder in das Programm zu geben, welches wir ihnen anboten und an welches ich mit meinem ganzen Herzen glaubten.

Eines Tages, als ich im Kinderhaus war kam eine Frau mit einem Kleinkind dorthin. Eines der Mädchen, die gerade Schicht hatte, kam zu ihr um ihr das Kind wegzunehmen und es in das Kinderheim zu bringen. In meine Ohren kamen verzweifelte Schreie und ich hörte, wie sie hysterisch schrie: “Ich gebe mein Kind nicht her und du wirst es mir nicht mit Gewalt wegnehmen.

14 Kakteenfrucht; Umgangssprache für: Juden, die in Israel geboren worden sind. (Anmerkung des Übers.)

Mein Kind bleibt bei mir!“ Ich ging sofort zu ihr hinaus. Eines unserer Mädchen sagte herablassend zu mir: ”Ich verstehe sie nicht. Was für Primitive. Siehe....das ist doch eine Antwort von einer Verrückten.“ Ich legte meine Hand auf ihren Arm mit einer Bewegung und gutem Zureden, und sagte ihr: “Lass mich das machen. Sie schüttelte die Schultern und ging ihren Beschäftigungen nach. Ich wandte mich auf Deutsch an die Frau und fragte sie: “Woher kommen Sie?“ Sie erzählte mir, dass sie aus Polen gekommen waren und dass sie jetzt aus Zypern angekommen waren. Ich begann mit ihr auf Polnisch zu reden und sah wie ihre Züge sich beruhigten und ihr Gesicht sich erleichterte. Sie schaute mich an wie einen Retter und sagte mir: “Ich trenne mich nicht von meinem Kind! Auf keinen Fall!“ Mir kamen die Tränen und mir blieb ein Kloß im Hals stecken. Ich sagte ihr mit einer beruhigenden und klaren Stimme: “Hören Sie zu, der Alptraum den Sie hatten ist vorbei. Sie befinden sich hier mit uns in unserem Land. In den Zwischenlagern sind die Umstände sehr schwer. Es ist im Moment nicht möglich, Allen gute Bedingungen zu bieten. Aber die Kinder sind uns und Ihnen wichtig und wir wollen ihnen zumindest das Beste geben, was möglich ist.“ Sie hörte mir aufmerksam zu und wusste nicht, ob sie mir glauben sollte oder nicht. Mit einer instinktiven Bewegung drückte sie ihre Tochter eng an ihren Körper und sagte mir: “Das Kind das ich habe ist alles was ich habe. Die letzten Jahre wurden mir weggenommen. Man versprach mir, dass ich sie morgen wiedersehen würde...” Sie warf mir einen Blick zu der klar sagte, was dann kommen würde. Ich schwieg einen Augenblick bis ich mich etwas von der Macht des Schmerzes befreien konnte. “Sehen Sie“ sagte ich und strich ihr über den Ärmel, “auch ich komme von dort. Ich habe dort zwar keine Kinder verloren. Ich war selbst ein Kind und habe dort meine Kindheit, meine Jugend und meine Mutter verloren. “Glauben Sie mir, ich möchte nur ihr Bestes, das Beste für Sie und das Beste für Ihr Kind.“ Sie schaute mich an und wieder einmal hatte sie Schwierigkeiten und einen Blick der das unglaubliche Leben welches sie durchgemacht hatte und die Tiefe ihres Schmerzes zum Ausdruck brachte. Wir redeten nicht weiter über dieses Thema und ich ging über zu dem pragmatischen Teil. “Kommen Sie, ich möchte ihnen das Kinderhaus zeigen. Sie können das Kind bei ihrem Mann lassen, aber ich möchte, dass Sie sehen, was wir ihnen hier anbieten.“ Sie begleitete mich und hielt ihr Kind eng an sich geschmiegt. Mir schien, dass hier jemand war der begann zuzuhören. “Was sind die Regeln vom Kinderhaus?“ fragte sie. „Es gibt keine Regeln. Das hier ist ein Ort der Liebe. Sie können mit ihrem Kind kommen, wann immer Sie wollen besuchen.“ Sie schaute mich aufmerksam an und ich fuhr fort: “Sie können sich zu ihm setzen, wenn es isst, Sie können es Schlafen legen, und wenn Sie wollen, können Sie hier sitzen und den ganzen Tag über zu jeder Zeit mit ihm spielen.“ “Lassen Sie mich darüber nachdenken,“ sagte sie mir. Und auf einmal sah ich, wie sie die Hand ihres Kindes losließ und ihm erlaubte, sich ein bisschen von ihr zu entfernen. “Ich möchte auch mit meinem Mann über dieses Angebot reden.“ “Möchten Sie vielleicht, dass ich mit ihm rede?“ schlug ich vor. “Nein, ich rede mit ihm!“ das war eine Antwort. Ich freute mich sehr, sie am nächsten Tag mit ihrem Kind zu sehen und ich begrüßte sie sehr herzlich und hieß sie willkommen.

Den Mädchen, mit denen ich arbeitete, gefiel es nicht, dass die Mütter zu jeder Gelegenheit und wann immer sie wollten kommen konnten. Sie wollten lieber feste Besuchszeiten festlegen. Ich bestand darauf, dass dies unmöglich sei und dass das Kinderhaus in Harmonie mit den Müttern geführt werden müsse. Mir gelang es, meine Leute zu überzeugen und sie gaben ihre festgelegten Standpunkte auf. Wie gut, sagte ich zu mir selbst und etwas in mir freute sich und ich spürte ein tiefes Gefühl der Befriedigung. Ich fühlte mich mit allem, was ich machte sehr wohl. Ich spürte, dass meine Arbeit professionell war und wie ich, die schüchterne und passive Gigsia, zu einer Persönlichkeit heranwuchs, die etwas bewegen konnte und die auf ihre Position bestehen konnte und dieses auf höfliche Weise erreichen konnte. Das tiefe Gefühl der Befriedigung bekräftigte mich darin, dass die Entscheidung, mit Kindern zu arbeiten, das Allerbeste für mich gewesen ist. Ich arbeitete in dem Zwischenlager in Raanana bis 1949, und dann bat man mich nach Beer Yaakov überzusiedeln und dort ein Kinderhaus in dem Zwischenlager dort aufzubauen. Ich tendierte dazu, dieses Angebot abzulehnen. Aber mein Vater ermutigte mich dazu, diesen Vorschlag anzunehmen. Mein Vater pflegte seine Ratschläge so zu geben, dass sie bei mir keinen Widerstand hervorbringen

würden, sondern dass sie mich dazu bewegten, sie sorgfältig abzuwägen. Nachdem ich über diese Sache nachgedacht hatte, entschloss ich mich, dass ich diese Aufgabe zusammen mit einem der Mädchen übernehmen würde, und zog nach Beer Yaakov. Wir errichteten dort ein Kinderhaus was funktionierte und gut lief. Als ich sah, dass diese Einrichtung auch ohne mich laufen konnte, kehrte ich zurück, um wieder in Raanana zu arbeiten. In dem Kinderhaus dort verlief die Arbeit geordneter und folgte einem Arbeitsplan der mir vertraut war.

Einer der Vorteile nach Raanana zurückzukehren war es, dass ich Stenia helfen konnte, die 1948 geheiratet hatte und im nächsten Jahr mit viel Glück und großer Freude ihre Tochter zur Welt brachte, das kleine Mädchen Diza, meine erste Nichte und das erste Enkelkind unseres Vaters. Ihren Namen erhielt Diza nach dem Namen unsere Mutter "Freidel" (Freude). Aufgrund dieses Ereignisses bat ich um Urlaub und ging um der neugebackenen Mutter im Haushalt zu helfen und vor allen Dingen bei der Säuglingspflege. Meine Schwester fürchtete sich sehr davor, die Kleine zu waschen und sie zu wickeln. Das Gefühl, dass sie mich brauchte und mein Fachwissen halfen ihr sehr. Einen ganzen Monat war ich bei ihr so gut ich konnte bis ich mit einem ruhigen Herzen gehen konnte und meiner Schwester ermöglichen konnte in Ruhe und Sicherheit eine Tochter großzuziehen, die sich wunderbar entwickelte und uns viel Freude bereitete.

Die durchstrukturierte Arbeit verbesserte meine Lage enorm. Ich verdiente gut, hatte fast überhaupt keine Ausgaben und bekam ein angenehmes Einkommen. Langsam begann man die Zwischenlager abzubauen und an ihre Stelle überall im Land Einrichtungen aufzubauen. Ich wollte nach Tel Aviv überwechseln um dort zu arbeiten. Ich informierte mich über die Möglichkeiten, die mir offen standen und man sagte mir ich könnte in die Armee gehen oder in einem Krankenhaus arbeiten. Ich habe nicht lange nachgedacht und entschloss mich sofort, ins Krankenhaus zu gehen. Im Januar 1950 fing ich an im Djani Krankenhaus in Jaffa zu arbeiten.

Djani war ein wunderschönes Krankenhaus in Jaffa. Dorthin zu wechseln war für mich ein gesegneter Wechsel, der mir auch beruflich einen Fortschritt möglich machte. Die Arbeit war körperlich sehr schwer, aber ich spürte, dass ich etwas geben konnte, dass ich etwas sinnvolles machte und dass ich mich am richtigen Ort befand. In den Fünfzigern des zwanzigsten Jahrhunderts kamen sehr viele Einwanderer aus arabischen Länder nach Israel. In das Krankenhaus kamen Kinder in sehr schweren Lagen. Viele von ihnen kamen direkt mit Durchfällen, Unterernährung und Krankheiten die wir hier in Israel nicht so sehr kannten. Nicht so wie heute, ließ man das Kind zu dieser Zeit im Krankenhaus und kam einmal am Tag zu den Besuchsstunden um es zu sehen. Kein Mensch dachte daran, was das für ein kleines Kind bedeutet, dessen Eltern verschwunden waren und welches alleine in seinem Bettchen im Krankenhaus liegenbleiben musste. Man dachte auch nicht daran, dass man herausbekommen könnte, welche Sprache ein Kind sprach und dafür zu sorgen, dass in der Abteilung eine Schwester sein würde, die seine Sprache sprach. Ich fürchte, dass diese schwierigen seelischen Umstände die Krankheit und ihre Genesungszeit verlängerten. Das Fieber welches die Kinder bekamen war wegen uns. Mein Herz zerbrach jedes Mal über diese Kinder, die in ein neues Land kamen, in eine unbekannte Umgebung, die die Sprache nicht verstanden und die in der Zeit von ihrer Mutter getrennt waren, als sie schwach und mattet waren.

Neben den medizinischen Aufgaben war es mir in meinem Beruf sehr wichtig, ihnen viel Wärme und Zuwendung zu geben. Soviel ich nur konnte bei den schweren Arbeitsbedingungen unter denen ich arbeitete. Der Heilungsprozess dauerte bei vielen sehr lange. Man musste sehr vorsichtig sein und mit viel Geduld und das Kind und die besorgten Eltern beruhigen. Wenn das Kind gesund wurde und die Mutter kam um es abzuholen, spürte ich jedes Mal im ganzen Herzen große Freude. Denn es gibt Nichts Bewegenderes als das Einvernehmen zwischen einem Kind und seiner Mutter. In den meisten Fällen verließen die Kinder das Krankenhaus und kehrten in die Zwischenlager zurück. Jedes Mal hoffte ich, dass sie gesund genug waren um die schweren Bedingungen in den Zwischenlagern auszuhalten und um richtig heranzuwachsen.

Mit meinem Vater und mir selbst auf dem Weg ins Leben

Wir wohnten weiterhin in der Wohnung in der MaposträÙe in Tel Aviv. Es war dort bequem und es ging uns sehr gut. Unsere finanzielle Lage verbesserte sich und wurde stabil. Mein Vater konnte Arbeit in einer Fabrik mit dem Namen "Kartonia" finden. Da er diesen Beruf schon aus Polen kannte, verwaltete er die Fabrik und verdiente gut.

Wir bekamen weiteres Geld durch den Verkauf unseres Besitzes in Polen. Ich arbeitete und verdiente gut. Alles was ich verdiente, steckte ich in einen Umschlag und gab es meinem Vater. Ich war sehr froh, unter seinem Schutz zu sein und mich nicht mit finanziellen Angelegenheiten beschäÙtigen zu müssen. Jeden Geldbetrag den ich brauchte, bekam ich von ihm. Er ermutigte mich immer dazu mit mir selber groÙzügig zu sein.

Meine Liebe zur Musik hatte ich behalten. Ich freute mich immer nach Hause zu kommen und aus dem offenen Fenster die Studenten des improvisierten Konservatoriums zu hören, das auf unserer StraÙe war. In diesen Jahren bestand das Philharmonieorchester "Even shoevet" aus vielen bekannten Konduktoren und Künstlern von Weltrang. Ich entschied mich, dass ich eine Jahreskarte für die Philharmonie haben wollte, und wandte mich an meinen Vater um das Geld dafür von ihm zu bekommen. "Vater, ist es in Ordnung, wenn ich mir eine Mitgliedkarte für die Philharmonie kaufe?" "Unter einer Bedingung" sagte er mir mit ernstem Gesicht. "Welche?" fragte ich etwas erstaunt. "Dass du dir einen guten Platz kaufst." sagte seine frohe Stimme, und genauso machte ich es.

Mein Vater kannte meinen Tagesrhythmus und wusste, dass bis zum Mittagessen kein Essen in meinen Mund kam. Ich ging ohne zu frühstücken aus dem Haus. Morgens, wenn ich aufstand schmierte er mir ein Butterbrot, damit ich es mit auf meinen Weg nehmen würde. Ich nahm dies damals als Selbstverständlichkeit hin. Aber heute glaube ich, dass Männer zu dieser Zeit so etwas nicht machten. Ich glaube, dass mein Vater vielleicht die Aufgabe meiner Mutter übernehmen wollte. Er sehnte sich sehr nach unserer Mutter und ich auch. Abends, wenn ich spät von meiner Schicht im Krankenhaus zurückkam, saÙ mein Vater im Cafe in unserem Viertel und wartete darauf, dass ich an der Bushaltestelle der Linie vier ausstieg, denn er wollte nicht, dass ich alleine im Dunkeln auf die StraÙe ging. Er liebte es, mich zu begleiten um Kleider zu kaufen und beriet mich, dass ich mir nur Dinge aus guter Qualität kaufen würde. Einmal, als ich mich nicht zwischen zwei Kleider entscheiden konnte, riet er mir, beide zu nehmen und zahlte sofort.

Mein Vater überschüttete mich mit seiner GroÙherzigkeit, herzerwärmender Liebe und bedingungsloser Unterstützung. Er war nicht zurückhaltend. Das gab mir sehr viel Sicherheit und ermöglichte es mir, selbstständig zu werden. Nachdem Stenia unsere Wohnung verlassen hatte und ihren eigenen Weg ging wurde die Beziehung zwischen mir und meinem Vater immer enger. Ich lernte ihm aufmerksam zuzuhören und langsam entdeckte ich, dass es sich lohnte, ihm auch meine persönlichen Angelegenheiten zu erzählen. Ich hatte das Gefühl, dass dies ganz normal war und dass alle Menschen so eine Beziehung zu ihren Vätern hätten. Er war nicht nur mein Vater, der mich auf die Welt gebracht hatte, sondern es entstand ein Dialog unter uns, der es mir möglich machte, ihn als meinen Lehrer des Lebens zu sehen. Ich konnte mit ihm über alle möglichen Themen reden, auch solche Themen, die man normalerweise nicht so gerne mit seinem Vater bespricht. Er war sensibel, menschlich, ehrenvoll und weise. Über eine Sache fürchtete ich mich mit meinem Vater zu reden und mein Vater mit mir: Über das grausame Trauma, durch welches meine Mutter und ich getrennt wurden. Ich traute mich nicht mich darüber zu reden um meinem Vater keine Schmerzen zu machen und auch, weil ich mich sehr davor fürchtete. Nach vielen Jahren sagte mir mein Vater: "Ich wollte dich so sehr über die letzten Momente mit der Mutter fragen, aber ich befürchtete, dass dir das große Schmerzen bereiten würde."

Herzensangelegenheiten: Zwischen ihm und ihr

Ich war eine junge und fröhliche Frau. Ich freute mich über alles was ich machte. Ich hatte Freude an der schweren Arbeit und an meinem Leben und ich tat alles mit großer Genugtuung, war stets bei der Sache und freute mich sehr. Schon damals gab es in Tel Aviv einen reiches Kultur- und Unterhaltungsangebot. Mein Hebräisch war sehr gut und die ganze Sprache stand mir bei den Theatervorstellungen und Vorführungen zur Verfügung. Gute Musik auf internationalem Niveau wurde geboten.

Nicht wenige junge Männer waren an mir interessiert und wollten mich besser kennenlernen. Wenn ich nach ein oder zwei Malen die ich mit einem jungen Mann ausgegangen war dachte, dass wir vielleicht eine engere Beziehung anfangen könnten, dann bemühte ich mich, ihn zu meinem Vater nach Hause zu bringen, damit er ihn kennenlernen konnte und mir seine Meinung sagen konnte. Nach jedem dieser Male sagte mir mein Vater was für einen Eindruck er von dem jungen Mann hatte, aber er sagte mir nie, ob ich mit der Beziehung weitermachen sollte oder sie aufgeben sollte. Ich erinnere mich sehr gut an ein Gespräch mit dem Vater: "Sieh, Gigusch, die Ehe ist eine Verbindung für das ganze Leben. Du bist noch sehr jung und du hast keinen Grund dich zu beeilen. Man hat dir sechs Jahre deines Lebens weggenommen. Renne an keinen Ort. Genieße es."

Ich war damals über zwanzig und die meisten Menschen heirateten in diesem Alter. Wer 25 Jahre alt war war schon als alter Junggeselle der seine Chance zu heiraten vertan hatte verschrien. Aber mein Vater brach die Konventionen und ermutigte mich gut zu wählen, nicht abzuweichen und mich nicht zu hetzen. Mein ganzes Leben dankte ich ihm für diese Denkweise, die großen Einfluss auf mich hatte und großen Segen über den Lauf meines Lebens und die Entscheidungen die ich als Heranwachsende traf brachte.

Ignatz - der eine und einzige

Ignatz lernte ich ein Jahr bevor es zwischen uns Klick gemacht hat in gesellschaftlicher Umgebung kennen. Ein jeder von uns beiden war zu der Zeit mit einem anderen Partner verbunden und so waren wir beide nicht für den anderen frei. So wie die guten Dinge nur passieren, wenn die Zeit reif ist, endete seine Beziehung und auch die meine und endlich entdeckten wir einer den anderen und es ergab sich die Möglichkeit eine romantische Beziehung anzufangen.

Zu der Zeit war Ignatz ein Arzt der am Anfang seiner Laufbahn stand. Etwas in ihm und in der Beziehung zu ihm stimmte von Anfang an. Heute im Nachhinein, nach vielen Jahren wunderbarer Partnerschaft finde ich die Worte um dies besser zu definieren: Ich fühlte mich mit ihm sicher und ich wusste, dass er mir ein Freund und ein treuer Begleiter im Leben sein würde. Ich wusste, dass er mich liebte und dass er sich um unsere Verbindung bemühte. Er drückte seine Liebe in den kleinen Dingen aus, indem er an mich dachte, und mit angenehmer Zurückhaltung und ohne Pathos feststellte, was mir wichtig war. Etwas in mir versprach mir, dass ich in sicheren Händen war. Ich fand es interessant mit ihm. Ich fühlte mich eng mit ihm verbunden. Er war ein sehr offener und geselliger Mensch. Er liebte seine Freunde und war ohne jegliche Arroganz. Meine Liebe zu ihm war einfach und sehr tief. So wie es meine Gewohnheit war, brachte ich ihn schon am Anfang unserer Beziehung mit zu mir nach Hause, damit er meinen Vater kennenlernen würde und natürlich, damit auch mein Vater ihn kennenlernen würde. "Was sagst du, Vater?" fragte ich, und erwartete dieses Mal eine andere Antwort. Aber Ignatz kam und es entstand eine wunderbare Beziehung zwischen den beiden, die die ganzen Jahre des erwachsenen Lebens andauerte. Nach einigen Monaten großartiger Freundschaft voller Liebe schlug Ignatz mir vor, zu heiraten. Ich antwortete ihm, dass ich nicht antwortete konnte, bis er nicht meinen Vater um meine Hand bitten würde. Ignatz fuhr sofort nach Gallilea, wo er meinen Vater traf und bat um dessen Erlaubnis für unsere Hochzeit. Mein Vater stimmte natürlich mit großer Rührung zu und schrieb mir auf Polnisch

den folgenden Brief:

Meine über alles geliebte Gigusch,

ich erhielt Deinen Brief der mich sehr berührte, und in dem Du schriebst, dass Du Dich zu diesem so überaus wichtigen Schritt im Leben entschlossen hast. Hoffen wir, dass der Herr es ermöglicht, dass Deine Wahl richtig sein wird und dass er sie vom Himmel aus mit seinem Segen überschütten wird und dass ihr weiter auf diesem Weg geführt werdet und einer dem anderen mit Ehrfurcht begegnet.

Ich hoffe von ganzem Herzen, dass Alles so sein wird, wie Du Dir das wünscht, und dass er Dir ein Ehemann und guter Freund im Leben sein wird. Wenn sich diese Dinge erfüllen, wird er für mich in jeder Hinsicht des Wortes ein Sohn sein.

Ich wünsche Dir, meine Geliebte, sehr viel Glück, denn das ist es, was mir im Leben am Wichtigsten ist, das ich Dich glücklich sehe.

Am Anfang unserer Beziehung

All die Jahre unserer Ehe war Ignatz meinem Vater stets ein treuer Sohn. Für meinen Vater war er nie zu müde und es war ihm nie zuwider und immer machte er für ihn alles, was er konnte und manchmal sogar mehr als das. Eine große und tiefe Freundschaft entstand zwischen ihnen und mein Vater erwiderte es ihm mit wahrer Liebe.

Wir heirateten am 18.11.1952 und die Hochzeit war volle Freude und Glück. Mein Hochzeitskleid war wunderschön und ich fühlte mich, als wäre ich im siebten Himmel. Der Direktor des Krankenhauses in dem ich arbeitete sagte mir, dass es "gesund sei einen Arzt zu heiraten". Und er nahm es auf sich, den Kuchen im Krankenhaus zu backen aus allen möglichen Zutaten, die ich ihm bereitstellte. Die Kuchen kamen in die Synagoge in die wir in einer Ambulanz fuhren. Wir fühlten uns wie eine Kronprinzenpaar als wir unsere Hochzeitsreise im wunderschönen King David Hotel in Jerusalem verbrachten, denn zu dieser Zeit boten die Hotels dies zu einen erschwinglichen, festgelegten Preis an. Die Freude und die Feier waren zu Ende und nun stand es uns bevor, unser Leben als verheiratetes Paar anzufangen.

Am Anfang unserer Ehe war Ignatz als Arzt in der weiten Ferne des Landes eingesetzt. Wir wohnten bei Kiryat Shmona und wechselten dann in den Kibbuz *Gever Am* im Süden, und von dort in den Kibbuz *Nizanim*, wo wir bis 1954 lebten. Zu der Zeit litt man im Süden wegen der vielen illegalen Eindringlinge an der Grenze, und Ignatz arbeitete oft unter Lebensgefahr und unter hohem Druck.

Ein Nest und ein Haus

Nachdem wir uns entschlossen hatten zu heiraten, kam mein Vater zu mir und gab mir einen verschlossenen Umschlag mit einer beträchtlichen Summe Geld und sagte mir: "Das ist dein Geld, ich habe es für dich aufbewahrt. Benutze es sorgfältig und für einen guten Zweck." Mir stiegen vor Rührung Tränen in die Augen und ich dankte ihm für alles was er für mich bedeutete.

Nun stellte sich die Frage nach unserem ständigen Wohnort. Mein Vater bestand darauf, dass wir uns eine Wohnung kaufen würden. Die Frage war wo. Mit dem Geld was wir hatten und einer Anleihe von weiteren 200 Pfund kauften wir unsere erste Wohnung, eine Zweizimmerwohnung in Ramat Gan. Wir freuten uns sehr, als wir den Vertrag unterzeichneten. Es gab niemanden der sich mehr freute als wir. Wir arbeiteten beide und konnten die Schulden begleichen und das war ein bewegendes und wunderbares Gefühl. Wir hatten ein Schloss aus Zimmern und einer Halle. Nachdem Ignatz mit seiner Arbeit im Kibbuz *Nizanim* fertig war zogen wir in unser Nest und lösten

damit die Frage nach unserem Wohnort in unserem Leben.

Ich liebte es unsere Wohnung so einzurichten, dass man sich darin so fühlen würde, wie Vögel in einem Nest. Jeden Tag verwöhnte ich mich mit einem Bad. Die Badewanne war für mich eine Wiedergutmachung für die Zeit der Läuse und des Dreckes im Leben. Es brauchte sehr viel Zeit, bis ich davon befreit war.

Meine größte Freude war es, wenn sich die Tür öffnete und Ignatz nach Hause kam. Wir setzten uns zusammen hin, aßen, hörten Radio, luden Freunde ein und mehr als alles liebte ich es, meinen Vater zu Besuch zu haben. Ich und Ignatz, wir beiden spürten, dass wir auf dem Wege waren Eltern zu werden. Aber Weg dahin bis Rami kam war nicht mit Rosen gepflastert sondern voller Probleme, Krisen und finanzieller Nöte, denn ich hatte aufgehört zu arbeiten. Eines schönen Morgens überraschte mich mein Vater mit einem Besuch. Er öffnete den Kühlschrank und sah dass, dort nur eine Packung Weichkäse und eine Orange drin war. Der Kühlschrank war leer! Mein Vater sagte kein Wort. Am nächsten Tag kam er und brachte eine Tüte voller Fleisch, Käse und mit allem was man in einem normalen Haushalt braucht. Er schaute mir direkt in die Augen und sagte mir mit einem strengen und ruhigen Ton. „Wenn du noch einmal in solch eine Situation kommst und mir davon nichts sagst, rede ich nicht mehr mit Dir.“ Seine Stimme klang beleidigt, verärgert und voller Sorgen. „Aber Vater, ich bin schon eine verheiratete Frau, ich muss Dich nicht mit meinen Problemen belasten. Ignatz und ich, wir müssen diese Probleme selber lösen.“ sagte ich. „Gigusch“ sagte er mir, „wenn Du nicht zu mir kommst, wenn es ein Problem gibt, zu wem wirst Du dann gehen? Wir sind eine Familie, meine Tochter bleibt immer meine Tochter. Und besonders jetzt, wo du schwanger bist...“ Tränen kamen in meine Augen und ich versprach ihm, dass so etwas nicht passieren würde.

Unser Rami kam in den frühen Morgenstunden eines verregneten Wintertages mit 3,6 Kilo auf die Welt. Ein süßes und gesundes Kind. Ich bat, dass man ihn mir sofort geben würde. Ich verspürte die Notwendigkeit ihn sofort zu überprüfen und sicherzustellen, dass mein ältester Sohn gesund war und dass ihm nichts fehlte. Ich beendete die Untersuchung, beruhigte mich, gab ihnen das Baby und kümmerte mich um mich selbst. Ich ging in mein Zimmer und als ich dort ankam ließ ich all die Spannung los und fing an zu weinen ohne zu wissen, wie ich das Weinen unter Kontrolle bekommen konnte. Ich weinte Stunden über Stunden. Ignatz stand neben mir, streichelte mich und erlaubte mir zu weinen und versuchte nicht, mich zu beruhigen. Er sagte mir: „Du weinst, weil du die Spannung des ganzen letzten Jahres loslässt. Die Fehlgeburt. Die schwierige Schwangerschaft mit allen Schwierigkeiten die dazu gehörten. Die anstrengende Fahrt in der stürmischen Nacht der Geburt, und besonders die Rührung, dass uns ein ältester Sohn geboren ist. Es ist alles in Ordnung.“ Ignatz ging für einen Moment aus dem Zimmer und kam nach einer knappen Stunde mit meinem Vater zurück. Als ich meinen Vater sah, fing ich an zu weinen. Er setzte sich neben mich und streichelte meinen Kopf. Von einer Seite streichelte mich Ignatz und von der anderen er. All das Streicheln löste in mir einen erneuten Weinanfall aus, und danach beruhigte sich alles bei mir wieder und ich konnte es vergessen.

Unseren kleinen Jungen nannten in Erinnerung an den Vater von Ignatz Aviram. Nach dem Wunsch meines Vaters feierten wir seine Beschneidung mit einer großen sehr feierlichen Feier und vielen Gästen. Sehr schnell wurde sein Name zu „Rami“. Und so wird er von allen bis heute genannt.

Die Weise wie ich auf meinen ältesten Sohn aufpasste, war übertrieben und machte keinen Sinn. Ich sorgte dafür, dass das Haus und alles was mit ihm in Berührung kam penetrant steril war. Alle Windeln wusch ich und bügelte sie und seine Flaschen wurden gekocht und gründlich sterilisiert. Nach einiger Zeit sagte mir Ignatz: „Du versuchst das Kind in einer übertrieben sterilen Umgebung zu halten. Wenn das Kind mit etwas in Berührung kommt, das nicht steril ist, wird es für ihn sehr schwer werden. Hör zu, Gigsia, senke das Niveau der Sterilität. Das Leben ist nicht steril. Du weißt

das besser als jede andere.”

Ich verstand sofort, dass er recht hatte und wurde von meinem Tick geheilt. Rami entwickelte sich großartig, er war ein positives Baby, neugierig wie kein anderer und er brachte uns viel Freude und unglaublichen Frieden. Dennoch fiel es mir schwer immer zu Hause zu sitzen. Ich dachte darüber nach wieder zu arbeiten, aber die Idee, dass jemand anders bei Rami sein würde passte mir nicht. Ignatz arbeitete sehr schwer und war oft nicht zu Hause. Nachdem ich mich bei ihm ausgesprochen hatte sagte er mir: “Denkst du, dass wir unseren Sohn in die Hände von jemand anders geben? Und all das nur wegen dem Geld? Rami ist das Wertvollste was wir haben. Zieh du ihn heran, alles anderes wird sich regeln.” Ohne einen Widerspruch stimmte ich ihm zu.

Die Verantwortung für Rami, den kleinen Säugling kostete mich einen hohen seelischen Preis: Nicht nur einmal hatte ich Nachts einen Alptraum in dem Aktionen gegen Kinder vorgenommen wurden und ich nach Tabletten suchte um mein süßes Kind zum Schlafen zu bringen und sie nicht fand. Völlig verschreckt fand ich keine Ruhe in meinen Träumen, weil ich genau wusste, was als nächstes passieren würde....Ich war jedes Mal erschreckt, schwitze und hatte große Angst. Es dauerte viel Zeit bis ich verstand, dass dies nur ein Alptraum war und dass ich in meinem kleinen Haus, geschützt, geborgen und sicher war und dass meinem Geliebten nichts zustoßen konnte.

Langsam hörten auch diese Alpträume auf und das Leben nahm seinen Lauf. Unser ältester Sohn war ein aufmerksames, eifriges Kind. Er wusste, was er wollte und bestand auf das, was ihm zustand. Wenn er weinte wusste ich, dass er dies nicht tat, weil er verwöhnt war, sondern weil ihm etwas sehr weh tat. Die Kommunikation mit ihm war sehr klar. In dem Moment als es leichter war, entwickelte sich sein guter Charakter und sofort verstand er was gemeint war und war stets fröhlich und reagierte stets auf meine Aufmerksamkeit.

Nach einiger Zeit zogen wir in eine größere Wohnung um. Ignatz hatte inzwischen eine Privatpraxis und wir spürten, dass wir bereit waren, ein weiteres Kind zu bekommen. Ich brachte Daphna zur Welt und wir entschlossen uns, dass diese Schwangerschaft die letzte Schwangerschaft sein würde und dass man darauf sehr gut aufpassen musste. Ich bemühte mich, mich gut auszuruhen und jede Anstrengung zu vermeiden. Daphna kam in einer guten Stunde auf die Welt. Ein kleines Baby von 2,6 Kilo. Ihre Geburt bedeutete einen weiteren Lichtschein in unserem Leben. Sie war ein gutes Baby. Sie wachte mit einem Lächeln auf und beendete ihren Tag mit einem Lächeln. Auf ganz natürliche Weise wurde sie Teil unserer kleinen, engen Familie. Ignatz war im siebten Himmel und ich war außer mir vor Freude. Ich freute mich über ihre Geburt und ich freute mich über die unglaubliche Freude von Ignatz. Ich freute mich auch über den Zuwachs in der Familie und freute mich, dass ich jetzt einen Sohn und auch eine Tochter hatte. An einem Tag sagte ich meinem Ignatz: “Daphna macht uns zu einer wirklichen Familie. Vorher waren wir ein Paar mit einem Kind, aber jetzt sind wir eine richtige Familie.” Er war berührt, umarmte mich, gab mir einen Kuss auf die Stirn und sagte nichts. Alle die Alpträume, die ich mit Rami hatte, meinem Ältesten, hörten mit Daphna auf.

Ihre Erziehung verlief friedlicher. Etwas in mir war wieder ganz geworden. Die kleine wurde von allen Seiten stark verwöhnt. Bei ihrem Vater war sie die Königin, bei mir war sie die einzige Tochter und für ihren Bruder war sie eine Prinzessin mit einer Krone. Deswegen könnte man erwarten, dass sie faul, verwöhnt und nörgelig sein würde aber das ist sie nicht. Daphna ist fleißig, offen, beliebt und aufmerksam und eine tolle Familienfrau. Zu meinem Geburtstag in diesem Jahr wandte ich mich an sie, nachdem sie mich verwöhnt hatte und mir alles Gute gewünscht hatte und sagte ihr: “Du weißt, Daphna, ich wünsche dir dass Chen dir so eine gute Tochter sein wird, wie du es für mich bist. Es gibt nichts Großartigeres, was dir passieren kann.”

Papa, ein fester Schutzwall in meinem Leben

In meinen frühen Kindheitserinnerungen verbinde ich meinen Vater mit den Geschenken, die ich jedes Mal bekam, wenn er von seinen weiten Reisen von zu Hause zurückkehrte. Heute glaube ich, dass er selber das größte Geschenk, welches im Leben bekommen habe war. Ich lernte die Größe dieses Geschenkes schätzen, als ich erwachsen wurde. Je mehr ich darüber nachdenke, verstehe ich, dass er für uns in den guten und in den schweren Tagen ein dicker Schutzwall war, wie eine Feuersäule. Jedes Mal wenn er bei uns war und besonders nach dem Tod unserer Mutter, war alles erträglicher. Er sorgte sich um alles was wir brauchten, und kümmerte sich dank seiner Beschäftigung darum, dass wir nicht nach Brot hungerten. In der Fabrik arbeiten wir unter seinen aufmerksamen Augen und das Gefühl der Sicherheit blieb bestehen. Fast zwei Jahre war ich ohne ihn und in diesen grausamen Jahren fühlte es sich so an, als würde die Erde unter meinen Füßen verschwinden, und das Leben am Ende des Abgrunds hängen.

Als die Zeit verging, nahm unser Leben einen guten Lauf und auch das Leben des Vaters. Er wurde finanziell stabil und lebte ein Leben voller Glück, und ein großer Teil seines Lebens drehte sich um die Synagoge und seine Großherzigkeit und ein besseres Verständnis seines tiefen Glaubens. Mein Vater war ein gläubiger Mann. Ein Mann der Gott tief im Herzen hatte, und den der Glaube an Gott selbst in den schlimmsten Momenten nicht verließ – in genau den gleichen Momenten in denen ich Gott suchte und auch Antworten suchte und sie nicht fand, war er mit ihm und er mit ihm. Mein Vater liebte uns und ohne Zwang lebte er ein moderates, religiöses, jüdisches Leben. Er betete dreimal am Tag, am Schabbat rauchte und reiste er nicht und er aß koscher. Ich hielt das in Ehren.

Ich erinnere mich, dass ihm einer seiner Bekannten in Plaschow als das Essen, was in unseren Mund kam schon sehr wenig war, eine Wurst brachte, die nicht koscher war. Unser Vater schnitt uns von dieser Wurst ab und gab uns davon zu Essen. Ich blickte ihn an und sagte ihm: "Vater, das ist nicht koscher. Das sollen wir essen?" Ohne zu zögern antwortete er: "Das ist jetzt nicht die Zeit um solche Bedenken zu haben. Du musst jetzt alles essen, was du kannst." Ich wusste, wie schwer es ihm fiel und würdigte seine Weisheit und sein Mitdenken. Ich aß die Wurst und war sicher, dass jetzt eine Hand von Oben kommen würde und mich schlagen würde. Aber nichts davon geschah und ich blieb froh und hielt an der Überzeugung fest, dass es keinen Gott gibt.

Mein Vater lebte einen Teil seines Lebens alleine und teilte sein Leben mit keiner Frau, nachdem eine kurze Beziehung nicht glückte. Sein Familienleben teilte er vor allem mit mir, mit Stenia und ihrer Familie und mit den Enkeln, seinen Augäpfeln. Seine Freunde versuchten ihn mit einer Frau zu verkuppeln und sagten was wir alle wissen: "Das es nicht gut für den Menschen ist, alleine zu sein." Ihr Vorschlag fasste Fuß und mein Vater lernte seine dritte Frau kennen, heiratete sie und hoffte für sich einen stillen und guten Winkel zu finden, vielleicht sogar so wie es ihm mit unserer Mutter gegangen war. Ich freute mich darüber. Auch für mich war es nicht angenehm zu wissen, dass er so alleine war, während wir so sehr mit unseren eigenen Anstrengungen in unserem eigenen Leben beschäftigt waren. Dieser Versuch mißlang. Die Beziehung in seiner Ehe verbitterte sein Leben bis hin zu Schmerzen, die er litt. Er hatte das Gefühl, dass er ausgenutzt wurde und nicht genug Aufmerksamkeit bekam. Ich glaubes sogar, dass diese Verbindung ihm sein Leben verkürzte. Mein Vater fand keine Ruhe und entschloss sich sich scheiden zu lassen. Wie es seine Art war wollte er dieses sorgfältig und bedacht machen. Ich unterstützte ihn auf dem ganzen Weg. Ich ging mit ihm zum Rechtsanwalt und begleitete ihn, wann immer ich konnte. Für mich war es sehr schwer, ihn so leiden zu sehen.

Im September 1966 begann die Schule. Daphne kam in die erste Klasse und der Vater ging und kaufte Rami und ihr Schultaschen wegen dieses Ereignisses. Es ging ihm sehr gut und voller Freude sagte er: "Sieh, wie schön. Ich bin so froh, dass ich diese wunderbaren Dinge erleben konnte. Warum ist es nicht möglich, dass das ganze Leben so einfach und schön ist?"

Am 7. Dezember um 14.30 am Nachmittag kam mein Vater plötzlich zu mir nach Hause zu Besuch. Es war nicht seine gewöhnliche Besuchsstunde. Ich schaute ihn und erschrocken fragte ich ihn: "Was ist passiert? Vater, was ist passiert?" "Nichts..." antwortete er mir und schwieg. Er sah sehr schlecht aus. "Hast du gegessen?" "Nein." Ich erwärmte ihm etwas zu essen und zwang ihn es zu essen. Er war mager und bleich wie Gips. "Ich kehre dorthin nicht wieder zurück, sagte er mir mit einer leisen und bestimmten Stimme und fuhr fort: "Was auch geschieht, dahin kehre ich nicht mehr zurück. Du kannst mir ein Zimmer herrichten." "Erzähl mir was passiert ist," bat ich. Und er erklärte mir den Lauf der letzten Tage, die schlimmen Ereignisse und den Mangel an Verständnis das ihm seine Frau entgegenbrachte. Von ihren Wutanfällen, und all die Bitterkeit, die ihn bedrängte. Zwischen uns brach Stille ein. Was konnte ich ihm sagen? Mir schmerzte es im Herzen zu hören, wie schlimm es ihm ging.

Mein Vater aß sehr wenig und schob den Teller voll von sich. "Mach mir bitte eine Tasse Tee." Ich kochte Wasser und brachte ihm den Tee, den er wie er es liebte, schnell trank. Ich machte ihm das Bett und sagte ihm: "Leg dich zuerst einmal hin, es ist wichtig, dass du dich ausruhst." Ignatz kam von der Arbeit zurück und ich sagte ihm, dass mich der Zustand meines Vaters sehr besorgte. Er wandte sich an meinen Vater, schaute ihn an und fragte ihn nach seinem Wohlergehen. Was mein Vater mir nicht sagte, sagte er ihm: "Mir geht es nicht gut." Ignatz beschloss sofort, dass wir einen Arzt holen sollten und das taten wir. Die Ärztin untersuchte meinen Vater, verschrieb ihm ein Medikament und ging. Mein Vater beschwerte sich weiterhin, dass es ihm schlecht ging, dass er sich unwohl fühle und dass es ihm nicht gut gehe. Und da sagte ich zu Ignatz: "Ich finde keine Ruhe mit der Untersuchung der Ärztin, die hier war." Ignatz nickte und sagte, dass auch er ihr nicht vertraute. Wir entschlossen uns, dass wir uns an einen guten Freund, Dr. Schönberg wenden würden. Ihn kannten wir und hielten ihn sehr in Ehren. Wir baten ihn, ob er kommen könnte um den Vater anzuschauen. Er folgte unserer Bitte, kam sofort, untersuchte alles was notwendig war und sagte uns: "Sein Blutdruck ist sehr stark gesunken. Ich mag das nicht. Ich schlage vor, dass ihr ihn ins Krankenhaus bringt." Bevor wir ins Beilinson Krankenhaus aufbrachen wollte ich dem Vater die Medikamente, die ihm die erste Ärztin verschrieben hatte, besorgen. Die Apotheke war nur einen Fußweg von unserem Haus entfernt, aber trotzdem spürte ich, dass ich den Vater nicht einen einzigen Moment zurücklassen konnte. Ich wandte mich an Daphna, die sechs Jahre alt war und fragte sie, ob sie bereit wäre, zur Apotheke zu gehen um das Medikament zu holen. Sie schaute mich an und sagte sofort: "Für Opa? Was für eine Frage.... Sicher bin ich bereit zu gehen." Mein Vater, der das Gespräch hörte, sagte mir: "Neschumele siße (Süße Seele), schau was für eine Enkelin du von dieser Tochter haben wirst..."

Daphna kam zurück, Ignatz beendete die Behandlung an dem Patient, den er gerade hatte und ich sagte zu meinem Vater: "Vater, wir fahren jetzt ins Krankenhaus." Er widersprach mit kräftiger Stimme aber ich gab nicht nach. "Hör auf mit deinem Terror." Sagte er mir. "Es ist nicht nötig, mich ins Krankenhaus zu bringen." Es half ihm nichts, und wir fuhren mit unserem Auto ins Krankenhaus, denn er weigerte sich, mit dem Krankenwagen zu fahren. Ich sagte Stenia, dass wir den Vater ins Krankenhaus bringen und versprach ihr, dass wir mit ihr in Verbindung bleiben würden. Als wir ankamen, gingen wir mit dem Vater und ich stützte ihn etwas von der einen Seite und Ignatz von der anderen Seite. Er lächelte ein bisschen und sagte mit seinem unglaublichen und lockeren Humor: "Was ist das hier? Ihr bring mich ins Krankenhaus und ihr begleitet mich als ob ihr zur Chuppa¹⁵ gehen würdet. Der Arzt der uns im Beilinson Krankenhaus empfing, war ein Freund von Ignatz. Er untersuchte meinen Vater sofort von der Sole bis zum Kopf, machte alle Untersuchungen, die notwendig sind, und sagte: "Ich finde nichts, ihr könnt nach Hause fahren. Euer Vater fühlt sich gut, vielleicht gibt es eine psychologische Seite, aber es ist nicht nötig, dass er im Krankenhaus bleibt."

15 Baldachin unter dem dem in der jüdischen Tradition geheiratet wird. (Anm. d. Übers.)

Still aber entschlossen antwortete ich ihm: "Ich möchte ihn nicht mit nach Hause nehmen. Ich möchte, dass er hier bleibt." "Aber warum?" fragte mich der Arzt. "Ich weiß nicht warum, ich möchte, dass er sicherheitshalber hier bleibt." antwortete ich, und folgte nur meiner Intuition. Der Arzt versuchte mich nochmal und noch zweimal umzustimmen, den Vater nicht im Krankenhaus zu lassen, aber es gelang ihm nicht, mich zu überreden. "Wenn es das ist, was sie wollen, dann werden wir es möglich machen." "Ja, ich möchte es sehr gerne." sagte ich sehr sicher und fügte hinzu: "Und ich werde diese Nacht bei ihm bleiben." "Warum? Wofür hierbleiben? Was glauben sie, was sie dadurch erreichen können? Sie werden ihn nur verängstigen." Sagte mir der Arzt mit großer Aufmerksamkeit. "Er muss nicht wissen, dass ich hier bin," antwortete ich, "ich werde im Gang sitzen. Ich bin nicht bereit, ihn hier alleine zu lassen." Der Arzt argumentierte nicht weiter mit mir und bat uns mit ihm zu gehen, um die Krankengeschichte des Vaters aufzuschreiben. Als wir zurück zum Bett kamen, bat der Arzt den Vater, dass er sich hinsetzen müsste um ihn noch einmal zu untersuchen. Mein Vater der im Bett lag, machte eine scharfe Bewegung um sich hinzusetzen. "Sag mir," sagte ich ihm ärgerlich, "musst du dich so anstrengen? Kannst du dich nicht etwas langsamer hinsetzen?" Mit liebevollen Augen schaute mich mein Vater an und sagte mir auf Polnisch: "Mein liebes Kind, sei mir gesegnet!" und sein Kopf fiel ihm auf die Brust.

Erschreckt begann ich um Hilfe zu schreien. Der Arzt verlor keinen Moment und versuchte alles was er konnte: Ihn mit Sauerstoff zu beleben. Den Blutkreislauf wieder in Gang zu bringen und sie versuchten auch, sein Herz wieder zu beleben und ein Mittel in das Herz zu spritzen, aber nichts half. Mein Vater der 67 Jahre alt war, war in seine Welt gegangen, ein Infarkt hatte sein Herz getroffen.

Ich spürte, dass ein Kreislauf zu Ende kam. Vor Jahren hatte mir mein Großvater ähnliche Worte im Ghetto gesagt und schloss seine Augen. Und siehe, dieselben Worte kamen jetzt vom Vater: Ich kannte meine Seele vor lauter Schmerz nicht. Papa ging mit 67 in seine Welt, an den Ort, der ihn in seinem Herzen erwartete. Von all der Pein und der Trauer die ich spürte wie sie in mein Herz durchbohrten, spürte ich wie mich ein unglaublicher Schmerz erfüllte. Es gab keinen einzigen Ort in meinem Körper der mir nicht wehtat. Wir kamen nach Hause, die Kinder wachten auf, als wir kamen und rannten zu uns als wir kamen und ich drängte sie von mir, ich war nicht einmal in der Lage mich ihnen zuzuwenden.

Der Gedanke daran, dass wir den Vater begraben mussten fiel mir nicht leicht. Wir beerdigten in Kyriat Schaul¹⁶, denn es war mir wichtig, dass er dort begraben würde. Erstarrt und steif kehrte ich von der Beerdigung zurück. Das schlimmste Gefühl was mich überkam war, dass ich Weise war. Weder die Kinder, noch Ignatz waren in der Lage, das wieder gutzumachen oder das beißende Gefühl des Verwaisens zu erleichtern, das so sehr schmerzte und meine ganze Seele beherrschte und die Welt in mir verschloss.

Auf einem Stuhl sitzend verbrachte ich die Shiva im Haus von Stenia. Alles schmerzte, ich war wie versteinert und es war unmöglich, mich zu trösten. Ich antwortete Ignatz nicht und wies die Kinder von mir. Ich saß wie in einer Blase unter den vielen Menschen die gekommen waren um uns zu trösten. Ich wandte mich nicht denen, die mich umgaben nicht zu und ich antwortete denen nicht, die mich etwas fragten. Ich wollte nur den Vater vor meinem geistigen Auge sehen, seine Stimme in mir hören und ihn so am Leben erhalten.

Am siebten Tag der Shiva kam einer der Rabbiner aus der Synagoge und sah, wie bedrückt ich war. Er setzte sich mir gegenüber und begann mir von Vater zu erzählen: Er sagte mir, was für eine Persönlichkeit er war, wie den Menschen geholfen hat, wie niemand so feinfühlig für das Leid seines Gegenübers wie er sein könnte, wie bescheiden er war und wie er immer bereit war, zu helfen und zu spenden und immer tat er dies ohne dabei gesehen zu werden. Er redete mir zu

¹⁶ Friedhof am Stadtrand von Jerusalem (Anmerkung d. Übers.)

Herzen und sagte mir: "Ich kannte deinen Vater sehr gut und ich weiß, wie wichtig du für ihn warst und wie wichtig ihm seine Familie war. Er lebte das Leben und es würde ihm sehr weh tun, dich in dieser Situation zu sehen."

Der Rabbiner redete einfühlsam und fügte leise hinzu: "Dein Vater war mit Gott im Reinen. Wenn Gott ihn gerufen hat, dann müssen wir uns hier damit zufriedengeben." Ich hörte ihm sorgfältig zu. Seine Worte berührten mich tief und ich verstand, dass ich mich anders zu benehmen hatte und dass es wichtig ist, zurück ins Leben zu finden, wieder zu mir zu kommen und mich der Familie zuzuwenden. Es brauchte viel Zeit, bis dies geschah, bis das Gefühl des Schmerzes wich und ich zurückkehrte und mich Rami und Daphna zuwandte. Ein Jahr lang hielt ich die Trauerbräuche, die ich für mein Inneres brauchte. Ich glaube, dass das Gefühl eine Waise zu sein mich bis heute nicht verlassen hat. Mein Vater war für mich wie ein Leuchtturm und man kann sagen, dass das Licht welches er auf mein Leben warf mich in dem Schmerz und meinem Sehnen und all meinen Sorgen stärkte.

Tagelang habe daran gedacht, dass mein Vater und Ignatz sich sehr ähnlich waren. Beide waren sehr demütig, edel, großzügig und aufmerksam.

Verspätete Partnerschaft

Die Kinder in unserem Haus waren das Zentrum unseres Lebens. Sie wuchsen heran, gingen jeder seines Weges, beendeten die Schule, beendeten ihren Militärdienst und organisierten ihr Leben als Erwachsene. In dem schönen Lied von Arik Einstein singt er: "Jetzt sind wir allein im Nest zurückgeblieben, aber wir sind zusammen, nimm mich fest in den Arm, sag mir Ja, mach dir keine Sorge, zu zweit macht es Spaß alt zu werden..." und das ist es was mir und Ignatz geschah. Das Nest um uns herum brachte uns beide sehr eng zusammen. Wir umarmten uns sehr und kümmerten uns darum uns so gut wie möglich zu verwöhnen. Wir reisten ins Ausland um die Welt zu sehen, den Horizont zu vergrößern und es zu genießen und wir machten eine Reise zu unseren Wurzeln nach Polen. Wir nahmen Gäste auf und besuchten andere. Nach der anstrengenden Zeit die Kinder großzuziehen und den Schwierigkeiten des täglichen Lebens hatten wir jetzt Zeit uns seelisch und finanziell auszuruhen und wir fanden in der großen Aufmerksamkeit die wir für einander in unserer engen Partnerschaft hatten Kraft. Auch unser Elterndasein bekam eine andere Form. Wir genossen es zu sehen, wie unsere erwachsenen Kinder ihre persönlichen Schritte auf dem Weg in das Leben taten.

Sie verlangten jetzt etwas Anderes von uns. Wir begleiteten Rami bei seiner Suche nach seinem Weg und seiner Berufung, seinem Studium bis er einen guten Platz in Eilat fand und Daphna, die begann ihr Familiennest zusammen mit der Wahl ihres Herzens, unserem lieben Nir aufzubauen. Dieses war eine der schönsten und gesegnetesten Zeiten in unserem Leben und sie kam mit der Geburt unserer Enkel Chen, Dan und Tom zu ihrem Höhepunkt. Als ich zum ersten Mal Großmutter geworden war sagte ich zu meinem Ignatz: "Jetzt, nur jetzt spüre ich, dass in mir ein Kreislauf des Lebens zu Ende gekommen ist. Ein Kreislauf des Lebens und des Familienlebens ging zu Ende und ich spürte, dass ich auf das Gefühl, dass ich seit dem verheerenden Krieg hatte, verwaist und entwurzelt zu sein endlich eine Antwort gefunden hatte.

Ignatz schaute mich mit seinen gutherzigen Augen an, und unter Tränen sagte er: "Ich weiß genau, was du meinst, meine Liebe." Er, der so ein hingebungsvoller Vater gewesen war wie kaum jemand, hatte sein Bestes gegeben: Seine Feinfühligkeit, sein Können um ein richtiger Vater zu sein: intelligent und hilfsbereit wie er war, war er jetzt zu einem glücklichen Großvater geworden. Sanft und verrückt nach seinen Enkeln, die uns ihre kindliche Liebe zurückgaben und die uns alles Gute gaben für unsere Herzen.

Zusammen mit dem schönen und angenehmen Familiennest was wir gebaut hatten, quälten mich nicht nur einmal die Erinnerungen und Assoziationen der Kriegszeit. Bei einer Feier im Kindergarten von meiner Enkelin Chen in Friedensjahr vor dem Mord von Rabin, wurde das Lied von Goethe aus der 9. Symphonie von Beethoven gesungen. Die Symphonie endet mit der Begleitung des Chores mit den Worten: "Alle Menschen sind nun Brüder!" Ich schaute mir die Kinder an, als sie dieses Lied sangen, Blumenkinder, eines schöner als das nächste. Ich ging aus der Halle und begann verzweifelt zu Weinen. Ich dachte an all die Kinder – alle diese die in die Gaskammern gebracht worden sind, waren nicht weniger schön und nicht weniger begabt, und sie waren nicht anders als die Kinder, die jetzt hier waren.

Es gibt solche Situationen, die mich immer wieder begleiten. Jedes Mal wenn ich auf Gewalt stoße, nicht nur physische sondern auch in Worten, beeinflusst mich das. Ignatz pflegte immer zu sagen, dass meine Reizschwelle niedriger und mit den Jahren gesunken sei und er konnte mich meist beruhigen und davor beschützen und mich von solchen Begegnungen fernhalten und er machte das mit großer Hingabe.

Abschied ins Unendliche

Tage, Monate und Wochen gingen vorüber und schon sechs Jahre sind vergangen, seit mein engster Vertrauter Ignatz nicht mehr bei mir ist. Mein Ehemann, mein Partner, mein wunderbarer Freund für das Leben, der zweite Teil von mir und von allem was ich bin starb vor sechs Jahren. All die Jahre redeten wir über die Abhängige die wir voneinander entwickelt hatten. Eines Tages sagte mir Ignatz: "Ich weiß nicht, ob es so gut ist, dass wir so sehr voneinander abhängig sind." Ohne eine Sekunde zu zögern sagte ich ihm: "Ich weiß nicht ob es gut ist oder nicht, aber ich denke, dass es nichts wichtigeres gibt, als die Beziehung, die wir zueinander aufgebaut haben."

Das Leid begann bei einem schweren Autounfall während wir 2003 in den Ferien in der Schweiz waren. Ignatz wurde in ein Krankenhaus gebracht, die Lage war kritisch, er musste am Bein operiert werden, und als er aus der Operation kam, blieb er im Bett liegen und rührte sich nicht von mir. Am Abend kam die Ärztin zu mir und sagte mir: "Frau Kriegel, das ist das Ende des Tages und sie müssen nach Hause gehen." "Ich gehe nirgendwohin," sagte ich entschlossen und sehr deutlich. Sie schaute mich schweigend an als wolle sie sagen: 'Wie können sie so ein freundliches Gesicht machen und dabei so eine bestimmende Stimme haben?' Und mit einer autoritären Stimme bestand sie auf ihrem Standpunkt: "Sie können hier nicht bleiben. Das ist gegen alle Gesetze des Krankenhauses. Das ist hier nicht möglich." Mit Entschlossenheit schaute ich sie an und sagte: "Ich kann es doch. Ich werde hier sein und nirgends woanders hingehen." Sie ging weg und organisierte mir ein Zimmer, damit ich meinen Kopf dorthin legen könnte um die Nacht dort zu verbringen und sagte: "Wissen sie. Kein einziges Mal habe ich solch einen konzentrierten Blick von jemandem bekommen. Ruhen sie sich aus und hüten sie ihre Kräfte, und passen sie auf sich auf."

Ich konnte nicht länger als eine Viertelstunde in diesem Zimmer bleiben und kehrte zurück an sein Bett. Die Ärztin, die an seiner Seite stand schaute mich an und fragte: "Warum ruhen sie sich nicht in dem Zimmer aus, was wir ihnen gegeben haben?" "Ich kann nicht," sagte ich ihr. "Ich muss an seiner Seite sein, ich kann an keinem anderen Ort sein, verlangen sie es nicht von mir. Ich verspreche ihnen, dass niemand mich hören wird und dass ich niemanden stören werde, aber ich muss eng bei ihm sein." Ich wiederholte meine Worte noch einmal. Sie legte ihre Hand auf meine Schultern und sagte mir freundlich: "Ich verstehe sie." Und mit ihren eigenen Händen brachte sie mir einen Sessel heran und ich setzte mich neben ihn. Es war schon spät in der Nacht. Das ganze Ärzteteam war erstaunt, aber ich rührte mich nicht von seinem Bett. Ich weigerte mich, ihn nur einen Moment allein zu lassen. So wie ich auch nicht auf die Stimme der Ärztin gehört hatte, die mich bat den Ort zu verlassen, so folgte ich auch nicht den Krankenschwestern, die mich baten und die mir sagten, die Gesetze des Krankenhauses erlauben nicht, dass ich dort sein würde.

Nichts half, ich wich nicht einen Millimeter zur Seite. Müde und an Schläuche angeschlossen als wäre er nicht bei uns lag mein geliebter Mann dort. Ich saß da und redete ununterbrochen mit ihm. Ich streichelte seine Hand, rieb seine Brust, aber mir gelang es nicht, eine Verbindung mit ihm aufzubauen. "Ignuschka, mach deine Augen auf, ich bin hier. Schau mich an, damit du weißt, dass ich hier bin. Ist dir heiß? Ist Dir kalt? Mach die Augen auf, gib mir ein Zeichen mit der Hand und mit den Au..." Ich redete und redete wie eine kaputte Schallplatte und hörte keinen Moment auf. Ich spürte, dass ich mit all meiner Kraft und mit der Tiefe meiner Seele um sein Leben kämpfte, und ich war nicht bereit aufzugeben.

In den frühen Morgenstunden öffnete er seine Augen. Noch glaubte ich nicht, dass das geschehen würde. Doch es geschah. "Ignaschu, Ignaschu, siehst du mich?" Er gab mir ein Zeichen um mir zu zeigen, dass er mich sah. "Fühlst du dich gut?" Da gab er ein Zeichen, dass es ihm nicht so gut ging. "Hast Du Schmerzen?" Und er gab ein Zeichen, dass es so war. "Warte hier einen Moment, ich komme sofort zurück." Eine kleine Wolke ging über sein Gesicht und ich verstand, dass er nicht wollte, dass ich ging. Trotzdem ging ich verzweifelt und rief die Ärztin, und sagte ihr aufgeregt:

„Kommen sie und sehen sie selbst. Mein Mann hat die Augen geöffnet. Ich habe mit ihm geredet und er hat mich verstanden.“ Die Ärztin schaute mich an als würde sie mir nicht glauben und rannte mit mir in sein Zimmer. Ich werde mit ihm auf Polnisch reden, sie werden seine Antwort sehen und ich werde ihnen übersetzen, was passiert.“ sagte ich mit großer Begeisterung. Und so war es.

“Ingnasch, das ist unsere Ärztin. Kennst Du sie?”

“Nein.”

“Weißt du wo du bist?” “Nein.”

“Weißt du wer ich bin?” “Ja”

Die Ärztin wusste vor lauter Freude nicht, was machen sollte. Sie umarmte mich, gab mir einen Kuss und sagte mir: “Hören sie, das ist ein Wunder. Jetzt kann ich ihnen sagen, dass nach alledem was er durchgemacht hat, keiner von uns mehr daran geglaubt hat, dass er wieder aufwachen würde.”

Ignatz blieb dort ungefähr zwei Wochen. Ich hörte nicht auf dickköpfig für ihn zu kämpfen und entwickelte Kräfte, die ich nie vorher gekannt hatte. Wir brachten ihn mit einem Flugzeug nach Israel – und dann ging es per Krankenwagen weiter. Hier verbrachten wir eine lange Zeit im Krankenhaus und in der Reha. Ich entdeckte in mir eine Seelenkraft und Mächte von denen ich nicht geglaubt hatte, dass sie in mir waren. Wie eine Löwin kämpfte ich um das Leben meines Geliebten. Ich wollte ihn gesund und stark zu Hause haben. Ich mache alles was ich konnte, damit dieser Prozess für ihn leichter und einfacher wäre. Manchmal schaute Ignatz mich an und sagte mir: “Nur Dank dir bin ich am leben. Du hast mich zum Leben zurückgebracht.”

Das Leben nahm wieder einen gesunden Kurs. Ignatz konnte wieder Patienten im Haus empfangen, aber in einem langsameren und schonenderen Rhythmus. Mit viel Liebe organisierte ihm Daphna in ihrem Haus eine sehr bewegende und würdige Feier zu seinem achtzigsten Geburtstag. Alle die er liebte gratulierten ihm mit reichen Segenssprüchen und wir saßen zu Hause und waren sehr glücklich.

Es gingen noch anderthalb Monate vorüber bis sein Herz stehen blieb und ich von Panik erfüllt sah, wie er auf dem Bett lag. Ich verstand sofort, dass das was ich sah keine gute Neuigkeit war. Er hatte einen Hirnschlag erlitten. Ich brachte ihn ins Ichilov Krankenhaus und wieder wickelte ich den ganzen Tag lang nicht von seinem Bett. Daphna und Rami erlaubten es mir nicht, eine Nachtschwester zu nehmen. “Kein fremder Mann wird sich um ihn kümmern und unseren Vater berühren,” sagten sie und blieb in den Nächten bei seinem Bett.

Wir streichelten ihn besorgt und waren immer für ihn da. Er lag dort zusammengeknäult und konnte sich nicht äußern. Jedes Mal wenn ich ihn berührte und seine Hand streichelte, wenn ich ihn küsste oder seine Hand drückte kam über mich Ruhe und Friede erfüllte unsere Körper und er wurde ruhiger und gelassener. Ich sprach mit dem Arzt darüber und hoffte, dass das vielleicht ein gutes Zeichen war. Ich bat um Erklärung, aber der Arzt sagte mir, dass er keine Erklärung für diese Lebenszeichen hatte und dass die Lage sehr ernst sei. Er bemühte sich darum, dass ich die Situation verstehen würde und es gelang ihm. Ich verstand die Lage ziemlich gut.

Als er noch gesund war, hinterließ Ignatz zwei Briefe bei Daphna. In einem wünschte er, dass man ihn nicht an irgendwelche Geräte anschließen würde, und im zweiten, dass man sein Leben nicht verlängern würde. Der zweite enthielt sein Testament, in dem stand, was mit ihm nach seinem Tod geschehen sollte. Das war sein Wille. Wir fügten uns seinem letzten Willen im Hinblick auf die Schläuche und Maschinen, die das Leben verlängern und wir verstanden, dass sich das Ende näherte. Tal und Nir kamen um sich zu verabschieden und gingen aus dem Zimmer. Als sein Tod kam waren Daphna, Rami und ich an seiner Seite. Wir sahen seine letzten, ruhigen Atemzüge, wir sahen wie er untertauchte und verschwand und ich verstand, dass sein Herz still war und er schon

nicht mehr unter uns war. "Kinder," sagte ich mit gesammelter und sehr trauriger Stimme, "der Vater ist gegangen." Schweigen fiel über das Zimmer. Jede einzelne von ihnen beugte sich zu Ignatz, umarmte ihn, weinte um ihn und über sich selbst, küsste ihn und nahm Abschied so lange er noch warm war. Zuletzt war ich an der Reihe. Ich schaute meinen geliebten Mann an, einen Mann voller Leben, der die Quelle meiner Kraft war und meine Seele konnte es nicht verarbeiten und ich konnte es nicht begreifen. Bis heute komme ich manchmal in meine Wohnung und rufe: "Ich bin zu Hause." und sofort verstehe ich, dass es niemanden gibt, der mir zuhört. Ich hätte mich daran schon gewöhnen sollen, aber bis heute komme ich damit nicht zurecht. Der Verstand hatte eine Logik und die Gefühle eine andere.

Das Leben an der Seite von Ignatz ermöglichte es mir aufzublühen und zu reifen. Er war die Quelle meiner Begabung, des Wissens, wir hatten dieselben Werte, wir liebten den anderen mit einer frischen und stürmischen Liebe von erwachsenen Eltern und der zarten und reifen Liebe der Seele eines alten Menschen. In unserer Beziehung war viel Freude und sehr viel Liebe zum Leben, eine Fülle an Freundschaft und ein Reichtum von Gefühlen und Neigungen. Mein zweiter Turm und meine Verteidigungsmauer sind mit ihm aus meinem Leben verschwunden, und wieder blieb ich allein und entsetzlich traurig zurück.

Zeugnis geben

Viele Jahre schon drängte mich innerlich der Wunsch von meinen Erlebnisse während der Kriegsjahre zu erzählen. Aber etwas hielt mich davon ab und ich fragte mich warum: Vielleicht hatte ich Angst davor, anderen Schmerzen zuzufügen? Vielleicht fürchtete ich mich davor zurückzukehren? Vielleicht wollte ich nicht, dass die Kinder von der Shoa überwältigt und verletzt werden würden? Tief in mir spürte ich, dass es richtig war so zu handeln. Ich unterdrückte meine Gefühle und das, was mir richtig erschien. Mit nüchternem und optimistischem Blick auf das Leben kam ich vor langer Zeit zu dem Schluss, dass das vorherige Leben den Toten gehörte. Ich wusste auch gut, dass die Abwesenheit von zu Hause und die Reisen nach Polen um dort ein lebendiges Zeugnis zu geben, Ignatz das Leben schwer gemacht und ihm geschadet hätten.

Seitdem ich alleine zurückgeblieben bin spürte ich plötzlich wieder einen Drang meinen Dialog mit dieser Epoche fortzuführen, die ihre Spuren durch den Schmerz und die Erinnerung so tief in mir eingepägt hatte. Ich wollte auf all die Fragen meiner Kinder und meiner Enkel die mich umgaben, die nicht dort gewesen waren und die das ganze Grauen nicht durchgemacht haben eine Antwort geben. Mir war es sehr wichtig, dass die Erinnerung an diese Sache nicht vergessen würde und dass die zweite und dritte Generation es wissen und davon erfahren würden. Und zwar nicht nur ein bisschen, sondern ein authentisches Zeugnis von dem was dort passiert ist hören würden. Besonders wichtig war es mir, soweit es in meiner Macht lag, eine persönliche Antwort an alle Holocaust -Leugner und Menschen mit ähnlichen Haltungen zu richten.

Seit ich diesen Weg gehe, stellten sich mir viele Fragen: Was soll ich erzählen? Wann und wie? Und wirklich alles? Soll ich sie schützen? Wie kann ich sie nicht überfordern? Wie kann ich sie damit füttern? Wo anfangen? Wie tief gehen? Und viel weitere Fragen und Erwägungen dieser Art auf die ich bis heute noch keine Antwort gefunden habe.

Viele Jahre zuvor am Holocaustgedenktag im Jahr 1984 schrieb meine Tochter uns einen Brief, den sie uns mit einem Boten nach Hause schickte. Sie erzählte, dass sie am selben Tag auf dem Weg zur ihrer Arbeit war, nachdem der Kurs an der Universität an dem sie teilgenommen hatte vorbei war. In der Zeit als sie mit dem Auto über die Straße fuhr, hörte sie die Sirene. Wie alle, blieb sie an der Seite der Straße stehen und stand still. Als sie die Sirene hörte kamen ihr ohne dass sie es unterdrücken konnte die Tränen und sie weinte. Deswegen entschloss sie sich, folgenden Brief zu schreiben:

“Shoa Gedenktag am 29. April 1984

Liebe Mama, lieber Papa!

Ich habe sehr viel zu schreiben und sehr viel in meinem Herzen, aber das sind keine Beschuldigungen, das ist kein Versuch die Münze nur auf Euch zu werfen, nein, dies sind einfach nur Fakten.

*Ich fuhr heute zur Arbeit und an der Tel Baruch Kreuzung begann die Sirene zu heulen. Ich stand dort und fing an zu weinen! Ich erinnere mich nicht daran, wann ich am Shoa Gedenktag so geweint habe, aber plötzlich, wo ich schon ein großes Mädchen bin und alleine wohne, plötzlich spüre ich mehr als alles andere, dass ich **Nichts über Euch** weiß. Was soll ich Nir erzählen? Was werde ich meinen Kindern erzählen? Wie kann man vergessen, oder es verdrängen und ich hatte Angst zu fragen.*

Ich wollte es wissen, mein ganzes Leben lang wollte ich wissen, als Mädchen malte ich es mir aus. Ich habe einige Puzzelteilchen, die ich hier und dort gehört habe gesammelt, aber nie habe ich das ganze Bild zusammensetzen können- wie lange soll das noch so gehen?

*Ich liebe Euch und werde Euch immer lieben,
Eure,
Daphna”*

Dieser Brief öffnete in meinem Innern den richtigen Ort und durch wiederholtes Lesen und die Erregung fanden sich in mir almählich die Antworten und die richtigen Begriffe kamen mir in den Sinn. Ich begann lebendiges Zeugnis über alles zu geben, was mir im Krieg und während des Holocausts widerfahren war. Jahr für Jahr reise ich mit der Schule meiner Enkel nach Polen. Jahr für Jahr erzähle ich meine schmerzreiche Geschichte vor den Gesichtern derer, die sie am Shoa-Gedenktag hören wollen. Ich habe in mir das persönliche tiefe Anliegen der zweiten und dritten Generation, die hier im Land groß wird etwas zu geben, was sie nicht wissen. Einer Generation die die Grauen der Shoa und die Geschichte des Kriegsverlaufes nicht kennt. Es liegt mir sehr auf dem Herzen, dieses sehr genau und detailliert zu machen. Ich sehe darin eine persönliche Berufung, historisch und jüdisch, wie es sonst keine andere gibt.

Es gibt kein Treffen mit jungen Leuten in dem die Frage nach dem Heldentums und dem Aufstand nicht gestellt wird. Solch ein Aufstand wie er vom Warschauer Ghetto und aus den Geschichten der Partisanen bekannt ist. In meinen Augen ist dieses Heldentum wunderbar und erreicht den Gipfel des Stolzes. Ich selbst lege in meinen persönlichen Geschichten einen großen Schwerpunkt darauf, das Heldentum des alltäglichen Lebens genau zu schildern und dass man sich darum bemüht hat, das Bild des Menschen unter den unmenschlichen Bedingungen unter die wir durch übelste Intentionen gebracht worden sind wie es keine gab, als wir vom Tode bedroht, dem Missbrauches ohne jegliche Verteidigung ausgeliefert waren. Ich zeige die Heldenhaftigkeit der Mütter, die ihr Leben für ihre Kinder in Gefahr brachten, und ich berichte alles aus meiner Sicht, die Gemeinschaft, die Menschlichkeit unter einem schrecklichen Hunger unter Lebensgefahr und Unsicherheit. Das Grauen der Shoah durchzumachen und seine Menschlichkeit zu bewahren ist in meinen Augen das höchste und langwierigste Heldentum. Es ist lobenswert und ehrenwert. Dies ist kein Heldentum wie es die Menschen sich wünschen, aber es gibt dort menschliche Größe, Werte und Kraft, sehr viel Kraft.

In der Zeit als ich Zeugnisse gab, traf ich auch eine großartige Gruppe deutscher Protestanten, die ihr Zentrum in Jerusalem haben. Sie widmen viel von ihrer Zeit, ihrem Willen, ihrem Geld und alles um den Schwachen zu helfen und vor allen Dingen Holocaustüberlebenden, die Hilfe brauchen. Die vielen Gespräche mit ihnen und viele Begegnungen mit Deutschen im Ausland und die Erfahrung, den einzelnen Menschen zu verstehen der sich auf seinem Lebensweg stets entscheiden muss, lehrten mich aufmerksam zuzuhören, sensibel und behutsam zu sein und komplexe menschliche Situationen nicht zu verurteilen, die die Menschen nicht nur einmal dazu brachten, sich konformistisch zu verhalten oder die Augen zu schließen. Mit allem was ich habe wehre ich mich gegen Verallgemeinerungen welche den Menschen wegen seiner Rasse, seinem Geschlecht, seiner Religion oder seinem Verhalten verurteilen.

Mit all dem sage ich mit einer klaren und lauten Stimme, dass es keine Vergebung und keine Wiedergutmachung für die Nazis und diejenigen die Vernichtungstaten an uns den Juden und an jedem anderen den sie misshandelt haben ausgeführt haben gibt.

In den Worten die ich an die Jugend richte betone ich was sehr tief und stark in mir ist, nämlich das Gefühl, dass der Staat und seine Bewahrung vor Bedrohung heilig sind. Immer wieder wiederhole ich vor allen und sage, dass alles was uns in Europa widerfahren ist nur möglich war, weil unser

Volk kein Vaterland hatte und ich betone und unterstreiche vor ihren Augen die wichtigste Lehre die ich in dieser Angelegenheit gelernt hatte, war, dass ein Volk ohne Vaterland und ohne gute und starke Armee keine Chance hat zu überleben. Ich beende meinen Vortrag immer mit der erregten Bitte an die 18 jährigen jungen Männer und Mädchen, wie ich es auf einer Reise in Polen getan habe:

“Liebe Lehrer, Schüler, Eltern; meine teure Familie, im letzten September fuhren wir zusammen auf eine Reise nach Polen. Wir besuchten zusammen die Orte meiner Kindheit – wir besuchten Krakau, die Stadt, in der ich geboren bin, der Ort an dem ich für immer von meiner Mutter getrennt worden bin, und Plaschow, wo ich mit meinem Vater und meiner Schwester eine Zeitlang war und am grauenvollsten von allem – das Konzentrationslager und Todeslager Birkenau und Auschwitz. Ihr wart die ganze Reise hindurch bei mir, ihr habt meiner Geschichte gehört und ihr habt mich in den schweren Momenten unterstützt, in denen mich die schweren Erinnerungen überwältigt hatten, die Erinnerungen an meine fröhlichen Kindheit bis zum Alter von 12 Jahren, und einer sehr schweren Jugend bis zum Todesmarsch bis zum Ende des Krieges. Heute sterben die Generationen, die als lebendige Zeugen übriggeblieben sind und diejenigen, die die Geschichte und was wir im Laufe dieser ganzen Zeit in den Konzentrationslagern erlebt haben noch erzählen können und wollen werden immer weniger.

Morgen – wird alles schon niedergeschriebene Geschichte sein. Deswegen stehe ich an diesem Tag vor euch und bitte euch. Benutzt die Information die ich euch gegeben habe, erzählt sie so wie ich sie euch erzählt habe, ihr seid groß genug um Verantwortung zu übernehmen und es den Freunden, der Familie und den kommenden Generationen zu erzählen, denn ihr habt ein “Zeugnis aus erster Hand” gehört – ein authentisches Zeugnis. Erzählt es weiter und behaltet es nicht für euch alleine...

Wir haben einen Staat auf den wir stolz sein können und auch wenn wir hier und dort sehr kritisch sind, erinnert euch daran, dass ich, meine Familie und meine ganze Generation keinen Staat hatten!

Ihr steht kurz davor, in die Armee eingezogen zu werden. Passt auf euch auf, passt auf uns auf und bleibt mit mir in Verbindung.

Ich danke euch schon im Voraus dafür, dass ihr meine Bitte erfüllt.
Mit viel Liebe – Judith.”

**“Beendet aber nicht ganz vollendet,
es wird kein Ende haben”**

Klappentext:

Dies ist die wunderbare Lebensgeschichte von einem jungen Mädchen, deren unschuldige Jugend mit einem Schlag mit dem Ausbruch des zweiten Weltkrieges und dem Holocaust an den europäischen Juden zerstört worden ist.

Die Unschuld ihrer wunderbaren Kindheit wird verletzt und abgeschnitten. Das Grauen der Shoa, Tod und Verwaisen treffen sie und ihre Familie ohne Barmherzigkeit. Immer schneller wird aus dem "Leichten" das Schwere, und aus dem Schlimmen das Unvorstellbare.

Mit einem Mal wird das Mädchen erwachsen. Die grausamen Ereignisse schmeißen sie hin und her lassen ihre Persönlichkeit und ihre nüchternen Gedanken entstehen - alles was sie will es ist, zu überleben und nicht auch noch das Wenige zu verlieren, was sie noch hat.

Am Ende des Krieges beginnt sie eine Reise auf den rauchenden Straßen Europas mit sich selbst und ihrer herangereiften Seele bis sie nach Israel kommt. Dort baut sie sich ein neues, würdiges Leben auf, voller Liebe und voller Menschenliebe.

Die Geschichte zeigt auch den wunderbaren Weg wie sie ein tiefgründiger Mensch wird, großzügig und barmherzig der eng mit dem mütterlichen Haus verbunden ist und von der großartigen Beziehung zu ihrem Vater, ihren Lebenserfahrungen und deren Deutung.

Ein großartiges und spannendes Buch.